

Interview auf einen Attentäter

Die Attentäter sollten die Interviewer hinausschmeißen, wenn schon die Würdenträger nicht den Mut haben.

Athen, 25. März.

Ein Vertreter der Zeitung 'Ephemeris' hatte ein Interview mit dem Königsmörder Schinas, der in einer Ecke seiner Zelle, auf Militärdecken ausgestreckt, kräftig rauchte. Anfänglich verschlossen, indem er Ermüdung vorschützte, gab Schinas endlich seinem Reklamebedürfnis nach und erging sich in endlosem Gerede und Selbstbespiegelung.

Frage: Wovon würden die Interviewer leben, wenn die Attentäter kein Reklamebedürfnis hätten und statt endlosen Geredes stumm zur Tür zeigten?

Antwort: Sie würden Attentäter werden. — Dieser da sagte nichts weiter als daß er unglücklich, nervenkrank und schwind-süchtig sei. Der Interviewer sagte Du zu ihm wie der böse Geist zum Gretchen/ »Warst du Sozialist?« »Reizt der Sozialismus zum Königsmord auf?« »Hattest du das Verbrechen ~~erst~~ bedacht?« »Und warum hast du gerade den König zum Opfer ausgewählt?« »Du sagst, es sei ein unglücklicher Zufall gewesen, also bereust du deine Tat?« »Da du das Verbrechen nicht geplant hattest, warum trugst du eine Waffe bei dir?« »Wenn du also Patriot warst, hast du nicht die Folgen deines Verbrechens unter den gegenwärtigen Umständen bedacht?« »Welche Strafe glaubst du, erwartet dich?« »Welche Idee meinst du, hat die Welt von deinem Verbrechen?« »Wie werden dich die gebildeten Leute beurteilen?« Der Attentäter antwortete verlegen, bescheiden/ Ein Interviewer fragt mehr, als zehn Attentäter beantworten können.

Vor zwei Monaten, bevor ich von Schwindsucht befallen war konnten Sie jedermann fragen, was für ein Patriot ich war. ...

Der Interviewer kann es nicht mehr einbringen. Aus Gram darüber faßt er

den Eindruck, den er aus dem Gespräch gewonnen, dahin zusammen, daß maßlos entwickelte Eitelkeit und krankhafte Reklamesucht, unterstützt von einer böartigen Natur, Schinas zum Verbrechen getrieben haben. Mit großer Selbstgefälligkeit ließ er sich photographieren und suchte eine möglichst günstige Stellung zu wählen.

Aber er tuts doch nicht für sich, sondern für die Zeitung/ Was würden diese anfangen, wenn sich die Attentäter auch nicht photographieren ließen/ Ein Attentäter mag ein schlechter Kerl sein. Aber warum wird er gerade von den Leuten getadelt, die mit ihm Geschäfte machen? Es ist gemein. Bei einem Interview auf einen Attentäter findet dieser keinen Dank. Er hat einen König ermordet, er steht dafür Rede. Er wird sich's künftigt überlegen, die Könige ungeschoren lassen und einen Interviewer bitten, ihm ein Attentat zu gewähren.

Tij ...

1. ...

spei ...

Am ...

1. ...

...

...

Interview auf einen Attentäter

Die Attentäter sollten die Interviewer hinausschmeißen, wenn schon die Würdenträger nicht den Mut haben.

Athen, 25. März.

Ein Vertreter der Zeitung 'Ephimeris' hatte ein Interview mit dem Königsmörder Schinas, der in einer Ecke seiner Zelle, auf Militärdecken ausgestreckt, kräftig rauchte. Anfänglich verschlossen, indem er Ermüdung vorschützte, gab Schinas endlich seinem Reklamebedürfnis nach und erging sich in endlosem Gerede und Selbstbespiegelung.

Frage: Wovon würden die Interviewer leben, wenn die Attentäter kein Reklamebedürfnis hätten und statt endlosen Geredes stumm zur Tür zeigten?)

Antwort: Sie würden Attentäter werden. — Dieser da sagte nichts weiter als daß er unglücklich, nervenkrank und schwind-süchtig sei. Der Interviewer ist strenger als der Untersuchungsrichter und sagte Du zu ihm wie der böse Geist zum Gretchen. »Warst du Sozialist?« »Reizt der Sozialismus zum Königsmord auf?« »Hattest du das Verbrechen wohl bedacht?« »Und warum hast du gerade den König zum Opfer ausgewählt?« »Du sagst, es sei ein unheilvoller Zufall gewesen, also bereust du deine Tat?« »Da du das Verbrechen nicht geplant hattest, warum trugst du eine Waffe bei dir?« »Wenn du also Patriot warst, hast du nicht die Folgen deines Verbrechens unter den gegenwärtigen Umständen bedacht?« »Welche Strafe glaubst du, erwartest dich?« »Welche Idee meinst du, hat die Welt von deinem Verbrechen?« »Wie werden dich die gebildeten Leute beurteilen?« Der Attentäter ~~antwortet~~ verlegen, bescheiden, zerknirscht. Ein Interviewer fragt mehr, als zehn Attentäter beantworten können.

Vor zwei Monaten, bevor ich von Schwindsucht befallen war, konnten Sie jedermann fragen, was für ein Patriot ich war. . . .

Der Interviewer kann es nicht mehr einbringen. Aus Gram darüber faßt er

den Eindruck, den er aus dem Gespräch gewonnen, dahin zusammen, daß maßlos entwickelte Eitelkeit und krankhafte Reklamesucht, unterstützt von einer böartigen Natur, Schinas zum Verbrechen getrieben haben. Mit großer Selbstgefälligkeit ließ er sich photographieren und suchte eine möglichst günstige Stellung zu wählen.

Aber er tuts doch nicht für sich, sondern für die Zeitung! Was würde diese anfangen, wenn sich die Attentäter nicht photographieren ließen? Ein Mörder mag ein schlechter Kerl sein. Aber warum wird er gerade von den Leuten getadelt, die mit ihm Geschäfte machen? Es ist gemein. Bei einem Interview auf einen Attentäter findet dieser keinen Dank. Er hat einen König ermordet, er steht dafür Rede. Er wird sich's künftig überlegen, er wird die Könige ungeschoren lassen und einen Interviewer bitten, ihm ein Attentat zu gewähren.

H, die
ganz andere Art, lang für's Interview.
Aber

1;

H. Manoff

Interview auf einen Attentäter

Die Attentäter sollten die Interviewer hinausschmeißen, wenn schon die Würdenträger nicht den Mut haben.

Athen, 25. März.

H. in Manoff

Ein Vertreter der Zeitung 'Ephimeris' hatte ein Interview mit dem Königsmörder Schinas, der in einer Ecke seiner Zelle, auf Militardecken ausgestreckt, kräftig rauchte. Anfänglich verschlossen, indem er Ermüdung vorschützte, gab Schinas endlich seinem Reklameredürfnis nach und erging sich in endlosem Gerede und Selbstbespiegelung.

Frage: Wovon würden die Interviewer leben, wenn die Attentäter kein Reklamebedürfnis hätten und statt endlosen Geredes stumm zur Tür zeigten? Antwort: Sie würden Attentäter werden. — Dieser da sagte nichts weiter als daß er unglücklich, nervenkrank und schwindsüchtig sei. Der Interviewer ist strenger als der Untersuchungsrichter und sagte Du zu ihm wie der böse Geist zum Gretchen. »Warst du Sozialist?« »Reizt der Sozialismus zum Königsmord auf?« »Hattest du das Verbrechen wohl bedacht?« »Und warum hast du gerade den König zum Opfer ausgewählt?« »Du sagst, es sei ein unheilvoller Zufall gewesen, also bereust du deine Tat?« »Da du das Verbrechen nicht geplant hattest, warum trugst du eine Waffe bei dir?« »Wenn du also Patriot warst, hast du nicht die Folgen deines Verbrechens unter den gegenwärtigen Umständen bedacht?« »Welche Strafe glaubst du, erwartet dich?« »Welche Idee meinst du, hat die Welt von deinem Verbrechen?« »Wie werden dich die gebildeten Leute beurteilen?« Der Attentäter, der verlegen, bescheiden, zerknirscht geantwortet hatte, brach hier zusammen. Aber ein Interviewer fragt mehr, als zehn Attentäter beantworten können.

16

Vor zwei Monaten, bevor ich von Schwindsucht befallen war, konnten Sie jedermann fragen, was für ein Patriot ich war...

Der Interviewer kann es nicht mehr einbringen. Aus Gram darüber faßt er

den Eindruck, den er aus dem Gespräch gewonnen, dahin zusammen, daß maßlos entwickelte Eitelkeit und krankhafte Reklamesucht, unterstützt von einer böartigen Natur, Schinas zum Verbrechen getrieben haben. Mit großer Selbstgefälligkeit ließ er sich photographieren und suchte eine möglichst günstige Stellung zu wählen.

Aber er tuts doch nicht für sich, sondern für die Zeitung! Was würde diese anfangen, wenn sich die Attentäter nicht photographieren ließen? Ein Mörder mag ein schlechter Kerl sein. Aber warum wird er gerade von den Leuten getadelt, die mit ihm Geschäfte machen? Es ist gemein. Bei einem Interview auf einen Attentäter findet dieser keinen Dank. Er hat einen König ermordet, er steht dafür Rede. Er wird sich's künftig überlegen; er wird die Könige ungeschoren lassen und einen Interviewer bitten, ihm ein Attentat zu gewähren.

18

Der Proletar

1 Schlichtes Heldentum. Tausende und Tausende schreiten in der Hast des Alltags an dem Hause vorüber. Manchem fällt das Blitzen einer Fensterscheibe auf, er hebt das Auge, blickt zum Hause hin und eilt weiter. Was kann auch an so einem grauen Zinshause in der Lerchenfelderstraße Bedeutung haben? Die Häuser schweigen. Du mußt eintreten, schauen und horchen und kannst du mit einemal selbst in einem unauffälligen Großstadthaus ein Haus voll unerwarteten, nie vermuteten Heldensinnes erkennen... So ein Haus steht in der Lerchenfelderstraße. Die Hausbesorgerin, eine tüchtige Frau, erkrankt plötzlich. Kranke Hausbesorgerinnen kann kein Hausherr brauchen. Sie muß ins Spital gebracht werden. Sie wird also ihre Stelle verlieren. Nein, sagen die Dienstmädchen im Hause, das soll nicht so werden. Da wollen wir die Geschichte in die Hand nehmen, sagen sie. Und abends einmal nach 10 Uhr kommen sie alle zusammen, besprechen die Sache gründlich und teilen untereinander die Arbeiten auf. Die eine wird morgen die erste Treppe reinigen, die andere die zweite und so der Reihe nach. Und heute nacht bleibt gleich die Marie unten, um den Hausbewohnern das Tor aufzuschließen. Morgen macht das die Resi, übermorgen die Fanni. Das Sperrgeld wird schön aufgehoben und der kranken Frau ins Spital getragen. Die darf überhaupt ganz ruhig krank sein. Man staubt ab, man wäscht die Treppen, man gibt auf das Haus acht, man sperrt nach zehn Uhr auf, die Frau Hausbesorgerin kann also wirklich unbesorgt sein. Und wenn sie nach zwei, drei Wochen wieder wohlauf ist, mag sie zurückkommen und ihre Pflichten den tapferen Dienstmädchen wieder abnehmen. Tausende und Tausende schreiten in der Hast des Alltags an dem Hause vorüber. Aber keiner ahnt, daß auch so ein ganz unauffälliges Großstadthaus in der Lerchenfelderstraße den Hauch des echten Heldentums atmen kann.

allein ist!

1/1000

1/1000

Alles was recht ist, aber Schükri Pascha und seine Soldaten waren auch nicht ohne. Es gibt ein schlichtes Heldentum, aber es gibt auch ein schlichtes Schmocktum, das dem sozialdemokratischen Gedanken in der Aufgabe gerecht wird, die sentimentaln Überbleibsel des bürgerlichen Journalismus als Zierrat des vierten Standes zu verwenden. Es ist ganz lehrreich zu beobachten, wie wenig der geistige Vorrat der Partei ausreicht, um ihren Schrifttum dort Eigenart zu geben, wo sie nicht bei der demokratischen Kritik der Staatseinrichtungen beharrt. Ihren menschlichen Angelegenheiten kann sie nicht anders als mit den Mitteln einer überlebten Blumigkeit beikommen. Das zeigt sich am besten, wenn der sozialdemokratische Reporter das Begräbnis eines Parteimannes schildert, an dem ein Sonnenuntergang ganz so plastisch mitwirkt wie bei einem ähnlichen Anlaß auf liberaler Seite, und bei dem, um jeder Mißdeutung aus dem Wege zu gehen, aus dem tieftrauernden Proletarier ein stolzer »Proletar« gemacht wird.

1/1000

H x Pascha

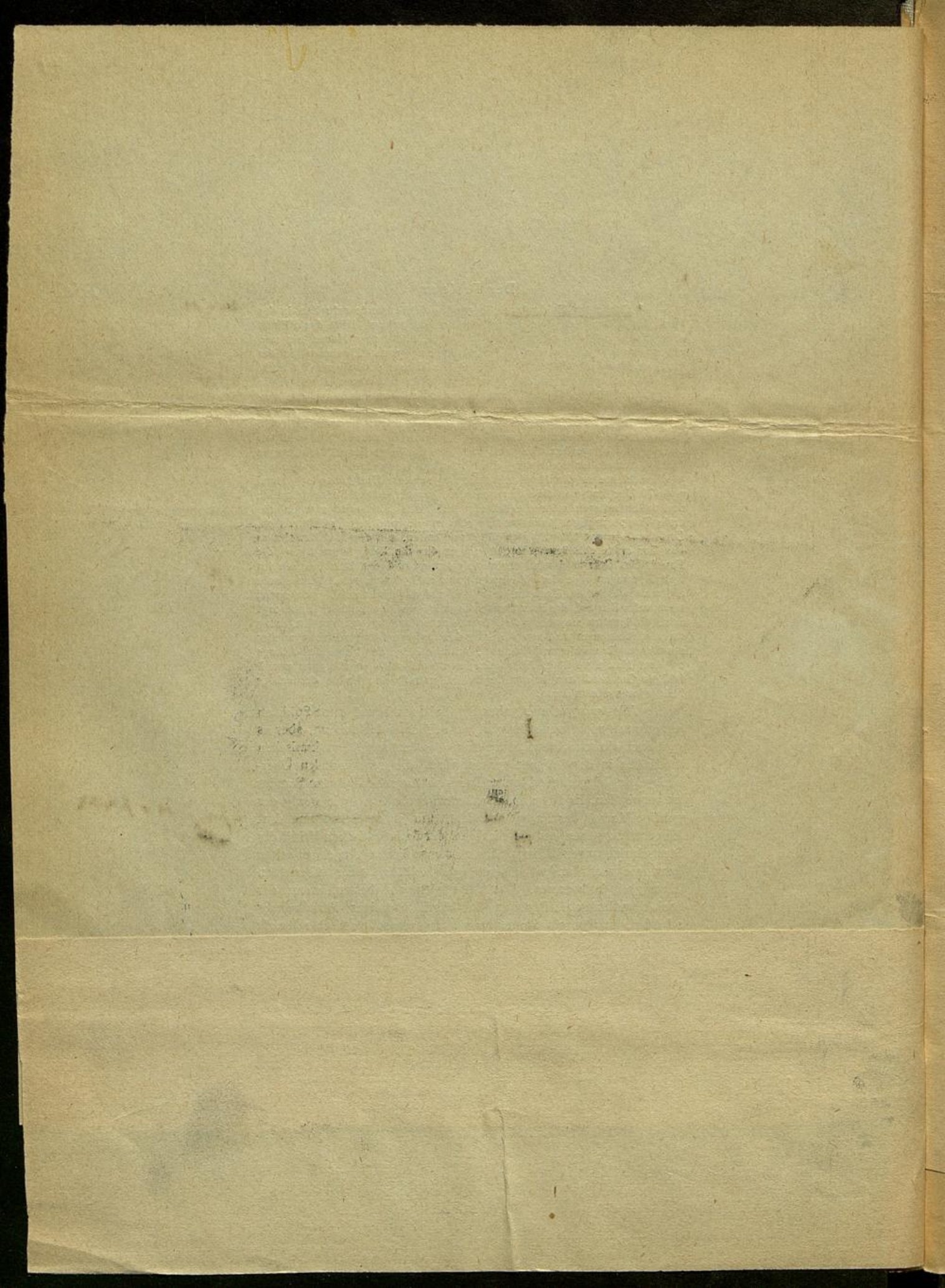
1/1000

Die Form

... In den letzten Jahren hat er sich allerdings das Schreiben abgewöhnt und sichs aufs Diktieren eingerichtet! Den Dialog seiner letzten Stücke — so schlagfertig ist er im Sprechen und so viel Bühnenroutine hat er sich schon angeeignet — hat Hermann Bahr fast durchwegs in die Schreibmaschine diktiert, und was einmal in die Form gegossen ist, daran pfllegt der Autor nur selten etwas zu ändern.

— — 2mal!

— — 2mal!



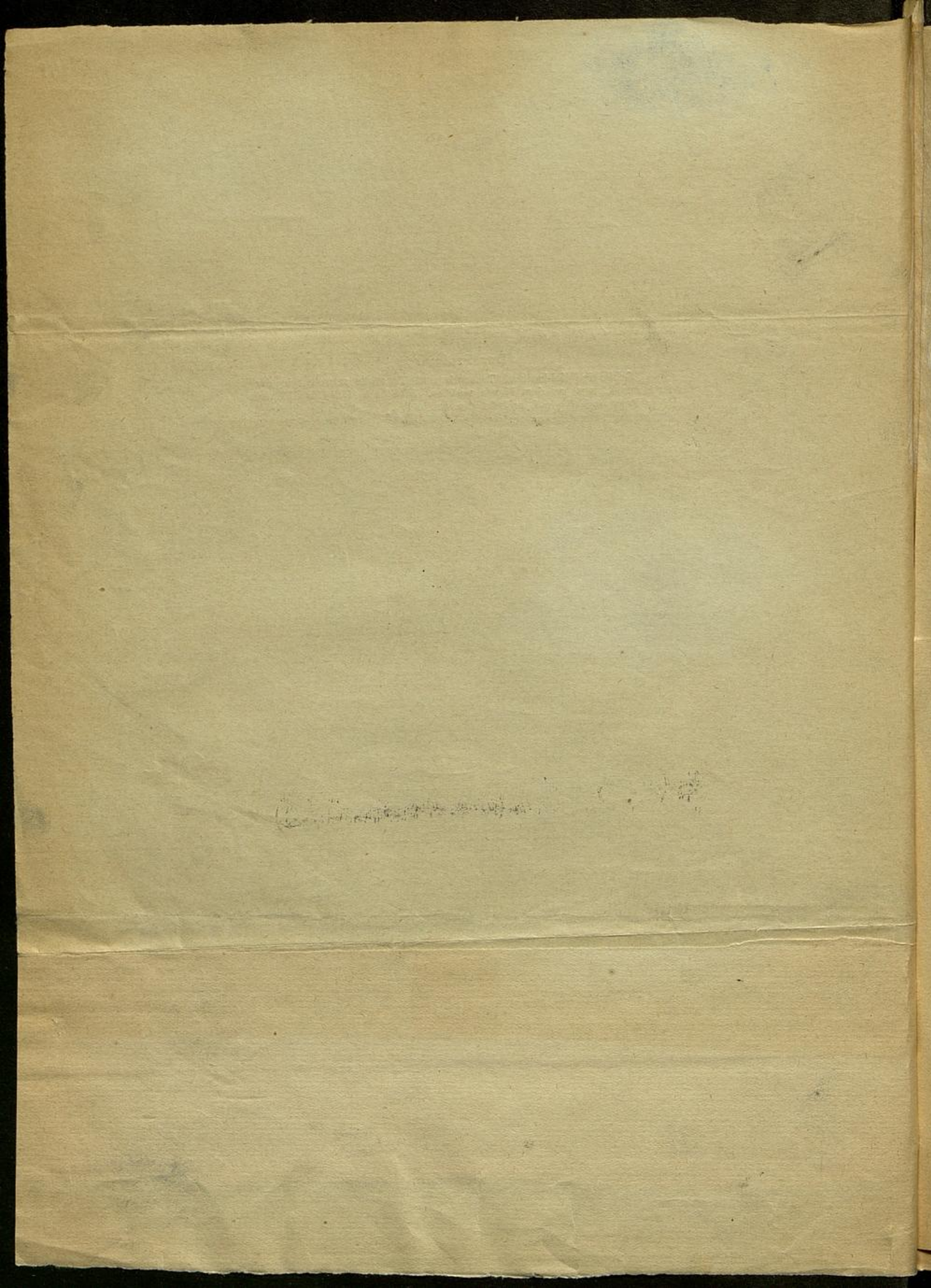
Der Proletar

Schlechtes Heldentum, Tausende und Tausende schreiten in der Hast des Alltags an dem Hause vorüber. Manchem fällt das Blitzen einer Fensterscheibe auf, er hebt das Auge, blickt zum Hause hin und eilt weiter. Was kann auch an so einem grauen Zinshause in der Lerchenfelderstraße Bedeutung haben? Die Häuser schweigen. Du mußt eintreten, schauen und horchen und dann kannst du mit einemmal selbst in einem unauffälligen Großstadthaus ein Haus voll unerwarteten, nie vermuteten Heldensinnes erkennen . . . So ein Haus steht in der Lerchenfelderstraße. Die Hausbesorgerin, eine tüchtige Frau, erkrankt plötzlich. Kranke Hausbesorgerinnen kann kein Hausherr brauchen. Sie muß ins Spital gebracht werden. Sie wird also ihre Stelle verlieren. Nein, sagen die Dienstmädchen im Hause, das soll nicht so werden. Da wollen wir die Geschichte in die Hand nehmen, sagen sie. Und abends einmal nach 10 Uhr kommen sie alle zusammen, besprechen die Sache gründlich und teilen untereinander die Arbeiten auf. Die eine wird morgen die erste Treppe reinigen, die andere die zweite und so der Reihe nach. Und heute nacht bleibt gleich die Marie unten, um den Hausbewohnern das Tor aufzuschließen. Morgen macht das die Resi, übermorgen die Fanni. Das Sperrgeld wird schön aufgehoben und der kranken Frau ins Spital getragen. Die darf jetzt überhaupt ganz ruhig krank sein. Man staubt ab, man wäscht die Treppen, man gibt auf das Haus acht, man sperrt nach zehn Uhr auf, die Frau Hausbesorgerin kann also wirklich unbesorgt sein. Und wenn sie nach zwei, drei Wochen wieder wohlauf ist, mag sie zurückkommen und ihre Pflichten den tapferen Dienstmädchen wieder abnehmen. Tausende und Tausende schreiten in der Hast des Alltags an dem Hause vorüber. Aber keiner ahnt, daß auch so ein ganz unauffälliges Großstadthaus in der Lerchenfelderstraße den Hauch des echten Heldentums atmen kann.

Alles was recht ist, aber Schükel Pascha und seine Soldaten waren auch nicht ohne. Es gibt ein schlechtes Heldentum, aber es gibt auch ein schlechtes Schmoektum, das dem sozialdemokratischen Gedanken in der Aufgabe gerecht wird, die sentimentaln Überbleibsel des bürgerlichen Journalismus als Zierrat des vierten Standes zu verwenden. Es ist ganz lehrreich zu beobachten, wie wenig der geistige Vorrat der Partei hinreicht, um ihrer Publizistik dort Eigenart zu geben, wo sie nicht bei der demokratischen Kritik der Staatseinrichtungen beharrt. Ihren menschlichen Angelegenheiten kann sie nicht anders als mit den Mitteln einer überlebten Blumigkeit beikommen. Das zeigt sich am besten, wenn der sozialdemokratische Reporter das Begräbnis eines Parteimannes schildert, an dem ein Sonnenuntergang ganz so plastisch mitwirkt wie bei einem ähnlichen Anlaß auf liberaler Seite, und bei dem um jeder Mißdeutung aus dem Wege zu gehen, aus dem tieftrauernden Proletarier ein stolzer »Proletar« gemacht wird.

Die Form

« . . . In den letzten Jahren hat er sich allerdings das Schreiben abgewöhnt und sich aufs Diktieren eingerichtet! Den Dialog seiner letzten Stücke — so schlagfertig ist er im Sprechen und so viel Bühnenroutine hat er sich schon angeeignet — hat Hermann Bahr fast durchwegs in die Schreibmaschine diktiert, und was einmal in die Form gegossen ist, daran pflegt der Autor nur selten etwas zu ändern.»



Der Proletar

Schlichtes Heldentum. Tausende und Tausende schreiten in der Hast des Alltags an dem Hause vorüber. Manchem fällt das Blitzen einer Fensterscheibe auf, er hebt das Auge, blickt zum Hause hin und eilt weiter. Was kann auch an so einem grauen Zinshause in der Lerchenfelderstraße Bedeutung haben? Die Häuser schweigen. Du mußt eintreten, schauen und horchen und dann kannst du mit einemmal selbst in einem unauffälligen Großstadthaus ein Haus voll unerwarteten, nie vermuteten Heldensinnes erkennen . . . So ein Haus steht in der Lerchenfelderstraße. Die Hausbesorgerin, eine tüchtige Frau, erkrankt plötzlich. Kranke Hausbesorgerinnen kann kein Hausherr brauchen. Sie muß ins Spital gebracht werden. Sie wird also ihre Stelle verlieren. Nein, sagen die Dienstmädchen im Hause, das soll nicht so werden. Da wollen wir die Geschichte in die Hand nehmen, sagen sie. Und abends einmal nach 10 Uhr kommen sie alle zusammen, besprechen die Sache gründlich und teilen untereinander die Arbeiten auf. Die eine wird morgen die erste Treppe reinigen, die andere die zweite und so der Reihe nach. Und heute nacht bleibt gleich die Marie unten, um den Hausbewohnern das Tor aufzuschließen. Morgen macht das die Resi, übermorgen die Fanni. Das Sperrgeld wird schön aufgehoben und der kranken Frau ins Spital getragen. Die darf jetzt überhaupt ganz ruhig krank sein. Man staubt ab, man wäscht die Treppen, man gibt auf das Haus acht, man sperrt nach zehn Uhr auf, die Frau Hausbesorgerin kann also wirklich unbesorgt sein. Und wenn sie nach zwei, drei Wochen wieder wohlauf ist, mag sie zurückkommen und ihre Pflichten den tapferen Dienstmädchen wieder abnehmen. Tausende und Tausende schreiten in der Hast des Alltags an dem Hause vorüber. Aber keiner ahnt, daß auch so ein ganz unauffälliges Großstadthaus in der Lerchenfelderstraße den Hauch des echten Heldentums atmen kann.

Alles was recht ist, aber ~~Behrkt Pascha~~ und seine Soldaten waren auch nicht ohne. Es gibt ein schlichtes Heldentum, aber es gibt auch ein schlichtes Schmocktum, das dem sozialdemokratischen Gedanken in der Aufgabe gerecht wird, die sentimentaln Überbleibsel des bürgerlichen Journalismus als Zierrat des vierten Standes zu verwenden. Es ist ganz lehrreich zu beobachten, wie wenig der geistige Vorrat der Partei hinreicht, um ihrer Publizistik dort Eigenart zu geben, wo sie nicht bei der demokratischen Kritik der Staatseinrichtungen beharrt. Ihren menschlichen Angelegenheiten kann sie nicht anders als mit den Mitteln einer überlebten Blumigkeit beikommen. Das zeigt sich am besten, wenn der sozialdemokratische Reporter das Begräbnis eines Parteimannes schildert, an dem ein Sonnenuntergang ganz so plastisch mitwirkt wie bei einem ähnlichen Anlaß auf liberaler Seite, und wo, um jeder Mißdeutung aus dem Wege zu gehen, aus dem tieftrauernden Proletarier ein stolzer »Proletar« gemacht wird.

Die Form

« . . . In den letzten Jahren hat er sich allerdings das Schreiben abgewöhnt und sich aufs Diktieren eingerichtet! Den Dialog seiner letzten Stücke — so schlagfertig ist er im Sprechen und so viel Bühnenroutine hat er sich schon angeeignet — hat Hermann Bahr fast durchwegs in die Schreibmaschine diktiert, und was einmal in die Form gegossen ist, daran pflegt der Autor nur selten etwas zu ändern. »

H. Hassan Riza



28/4

Der Proletar

Schlichtes Heldentum. Tausende und Tausende schreiten in der Hast des Alltags an dem Hause vorüber. Manchem fällt das Blitzen einer Fensterscheibe auf, er hebt das Auge, blickt zum Hause hin und eilt weiter. Was kann auch an so einem grauen Zinshause in der Lerchenfelderstraße Bedeutung haben? Die Häuser schweigen. Du mußt eintreten, schauen und horchen und dann kannst du mit einemmal selbst in einem unauffälligen Großstadthaus ein Haus voll unerwarteten, nie vermuteten Heldensinnes erkennen . . . So ein Haus steht in der Lerchenfelderstraße. Die Hausbesorgerin, eine tüchtige Frau, erkrankt plötzlich. Kranke Hausbesorgerinnen kann kein Hausherr brauchen. Sie muß ins Spital gebracht werden. Sie wird also ihre Stelle verlieren. Nein, sagen die Dienstmädchen im Hause, das soll nicht so werden. Da wollen wir die Geschichte in die Hand nehmen, sagen sie. Und abends einmal nach 10 Uhr kommen sie alle zusammen, besprechen die Sache gründlich und teilen untereinander die Arbeiten auf. Die eine wird morgen die erste Treppe reinigen, die andere die zweite und so der Reihe nach. Und heute nacht bleibt gleich die Marie unten, um den Hausbewohnern das Tor aufzuschließen. Morgen macht das die Resi, übermorgen die Fanni. Das Sperrgeld wird schön aufgehoben und der kranken Frau ins Spital getragen. Die darf jetzt überhaupt ganz ruhig krank sein. Man staubt ab, man wäscht die Treppen, man gibt auf das Haus acht, man sperrt nach zehn Uhr auf, die Frau Hausbesorgerin kann also wirklich unbesorgt sein. Und wenn sie nach zwei, drei Wochen wieder wohlauf ist, mag sie zurückkommen und ihre Pflichten den tapferen Dienstmädchen wieder abnehmen. Tausende und Tausende schreiten in der Hast des Alltags an dem Hause vorüber. Aber keiner ahnt, daß auch so ein ganz unauffälliges Großstadthaus in der Lerchenfelderstraße den Hauch des echten Heldentums atmen kann.

Alles was recht ist, aber Hassan Riza und seine Soldaten waren auch nicht ohne. Es gibt ein schlichtes Heldentum, aber es gibt auch ein schlichtes Schmoctum, das dem sozialdemokratischen Gedanken in der Aufgabe gerecht wird, die sentimentalischen Überbleibsel des bürgerlichen Journalismus als Zierrat des vierten Standes zu verwenden. Es ist ganz lehrreich zu beobachten, wie wenig der geistige Vorrat der Partei hinreicht, um ihrer Publizistik dort Eigenart zu geben, wo sie nicht bei der demokratischen Kritik der Staatseinrichtungen beharrt. Ihren menschlichen Angelegenheiten kann sie nicht anders als mit den Mitteln einer überlebten Blumigkeit beikommen. Das zeigt sich am besten, wenn der sozialdemokratische Reporter das Begräbnis eines Parteimannes schildert, an dem ein Sonnenuntergang ganz so plastisch mitwirkt wie bei einem ähnlichen Anlaß auf liberaler Seite, und wo, um jeder Mißdeutung aus dem Wege zu gehen, aus dem ~~trauernden~~ Proletarier ein stolzer »Proletar« gemacht wird.

H. Hoffmann
H. Hoffmann

Die Form

» . . . In den letzten Jahren hat er sich allerdings das Schreiben abgewöhnt und sich aufs Diktieren eingerichtet! Den Dialog seiner letzten Stücke — so schlagfertig ist er im Sprechen und so viel Bühnenroutine hat er sich schon angeeignet — hat Hermann Bahr fast durchwegs in die Schreibmaschine diktiert, und was einmal in die Form gegossen ist, daran pflegt der Autor nur selten etwas zu ändern.«

24/6/4

Ja es ist eine große Zeit in der wir leben

denn im Morgenblatt steht zu lesen:

Theater, Kunst und Literatur.

„Professor Bernhadi“.

Im Extrazug nach Budapest.

— spul!
H handl:

Und im Abendblatt heißt es schon

Theater, Kunst und Literatur

„Professor Bernhadi“.

Im Separatdampfer nach Preßburg.

— spul:

Gott dieser Heller läßt einen ja gar nicht zu Atem kommen, und wenn sich auch der Kulturgedanke den praktischen Schwierigkeiten anpassen mußte und aus dem Unternehmen vorläufig nichts weiter würde als ein »Professor Bernhadi. Im Extrazug nach Preßburg«, so steht doch fest, daß wir über kurz oder lang auf den Professor Bernhadi per Luftschiff hereinfahren werden nach Großwardein. Die Idee mit dem Separatdampfer ist indes so erhaben, daß wir ihr wie einem Meteor nachblicken und noch lange gebannt in die Himmelsrichtung sehen, wo sie aufgeflammt ist. Sind's Argonauten, die gen Preßburg ziehen, um das goldene Vließ zu erobern, da ihnen der Franz Josefsorden unerreichbar ist? Sind's Wikinger auf abenteuerlicher Fahrt? Normänner? Nein/ auch Frauen. Jene, die es ihrer Nächsten nicht gönnen, wenn sie hören, daß der Gatte definitiv impotent geworden sei, und fragen, ob das mehr ist als kaiserlicher Rat. Dieses mit den höchsten Ansprüchen an die Kunst gerüstete Publikum strömt an einem Sonntagsmorgen aus dem Schlafzimmer des Franz Josefskai auf das zum Greifen nahe Schiff, die Matrosen, die noch nie bei einer Volkstheaterpremiere waren, werden ohnmächtig, Heller ermuntert sie von der Kommandobrücke, der Fortschritt geht weiter, Vorurteile werden über Bord geworfen, man erlebt das Fahrwasser als Phrase und bis zur Einfahrt in den Hafen vergeht die Zeit mit Lotselachs. Sie kennen Preßburg, Sonst ziehen sie als Logenbrüder dahin, Brüder und Schwestern, diesmal als Parkettbesucher. Sonst sind sie ein nichtpolitischer Verein, diesmal gehn sie protestieren gegen die Reaktion. Die Polizeihunde haben Feinde, das ist eine Mischpoche von schlechtrassigen Bernhadinern, die bis Preßburg laufen, wenn jenseit in Wien ~~die~~ Unwesen treiben. Man wird ein Komitee zum Schutze der Zensur gegen Ausbeutung ins Leben rufen müssen. Am Jahrestag der »Titanic« erfrecht sich die Gewinnsucht, die sich für die Kultursucht ausgibt, ein Schiff mit allem Komfort der Reklame auszurüsten. Wenn dieses Unternehmen gelingt, so bedeutet es die größte Schiffskatastrophe, die die Welt bisher erlebt hat.

H mbr /)

In L m

→ d'forden sagen,

→ wenn Regel r' Luffen.

H - m
H m' p'ndelt ip.

Es ist eine Hochwasserphase der Kultur, für die wir Heller einen Kreuzer ausrüstet, um einen fischen in unheimlich.

Ja es ist eine große Zeit in der wir leben

1, 1907

+ Aufsatz in Theater

denn im Morgenblatt steht zu lesen:

Theater, Kunst und Literatur.

„Professor Bernhardt“.

Im Extrazug nach Budapest.

Und im Abendblatt heißt es bereits:

Theater, Kunst und Literatur.

„Professor Bernhardt“.

Im Separatdampfer nach Preßburg.

Gott dieser Heller läßt einen ja gar nicht zu Atem kommen, und wenn sich auch der Kulturgedanke den praktischen Schwierigkeiten anpassen mußte und aus dem Unternehmen vorläufig nichts weiter wurde als ein »Professor Bernhardt«-Im Extrazug nach Preßburg, so steht doch fest, daß wir über kurz oder lang auf den Professor Bernhardt per Luftschiff hereinfahren werden nach Großwardein. Die Idee mit dem Separatdampfer ist indes so erhaben, daß wir ihr wie einem Meteor nachblicken und noch lange gebannt in die Himmelsrichtung sehen, wo sie aufgeflammt ist/ Sind's Argonauten, die gen Preßburg ziehen, um das goldene Vließ zu erobern, da ihnen der Franz Josefsorden unerreichbar ist? Sind's Wikinger auf abenteuernder Fahrt? Normänner? Nein, auch Frauen. Jene, die es ihrer Nächsten nicht gönnen, wenn sie hören, daß der Gatte definitiv impotent geworden sei, und fragen, ob das mehr ist als kaiserlicher Rat. Dieses mit den höchsten Ansprüchen an die Kunst gerüstete Publikum strömt an einem Sonntagmorgen aus den Schlafzimmern des Franz Josefskai auf das zum Greifen nahe Schiff, die Matrosen, die noch nie bei einer Volkstheaterpremiere waren, werden ohnmächtig, Heller ermuntert sie von der Kommandobrücke, der Fortschritt geht weiter, Vorurteile werden über Bord geworfen, man erlebt das Fahrwasser als Phrase und bis zur Einfahrt in den Hafen vergeht die Zeit mit Lotselachs. Sie kennen Preßburg. Sonst ziehen sie als Logenbrüder dahin, Brüder und Schwestern, diesmal als Parkettbesucher. Sonst sind sie ein nichtpolitischer Verein, diesmal gehn sie protestieren gegen die Reaktion. Die Polizeihunde haben Feinde, das ist eine Mischpoche von schlechtrassigen Bernhardinern, die bis Preßburg äußerlich gehen, wenn es in Wien nicht erlaubt ist. Es ist eine Flottendemonstration der Kultur, für die ein Heller einen Kreuzer ausrüstet, um einen Gulden zu verdienen. Man wird ein Komitee zum Schutze der Zensur gegen Ausbeutung ins Leben rufen müssen. Am Jahrestag der »Titanic« erfrecht sich die Gewinnsucht, die sich für die Kultursucht ausgiebt, ein Schiff mit allem Komfort der Reklame vom Stapel zu lassen. Wenn dieses Unternehmen gelingt, so bedeutet es die größte Schiffskatastrophe, die die Welt bisher erlebt hat

H, 2

...

Handwritten scribble

L... (C) ist nicht bloß ein Problem. Die Intellektuellen müssen sinnvergessen, das Hauptproblem ist die Gewinnung Volksgenossen, die sich in die Kultur einbehalten, oder vorwärts zu gehen, die Kultur zu erhalten, und zu weiten, und zu verbreiten. Es ist ein Problem, das die Kultur spiegelt.

Handwritten notes on the right side of the page:
 sind die Intellektuellen...
 können...
 die Kultur...
 aufrecht.

+
Hollo
mit
ab
Kun
at
L
H
h

22/n

+ abend
 Motto: "Die Uali, wie die
 wissen, hat es unterlassen,
 aber Heller auf U...
 Kosmos signat es fast als
 op. (es hat die geistliche, wenn die
 Uali ist die Kopf flücht, in
 lässt es die w...
 Kuchel was...
 "beim...")

Das Schiff der Kultur

Ja es ist eine große Zeit in der wir leben, denn im Morgenblatt steht zu lesen:

Theater, Kunst und Literatur.

„Professor Bernhardi“.

Im Extrazug nach Budapest.

Und im Abendblatt heißt es bereits:

Theater, Kunst und Literatur.

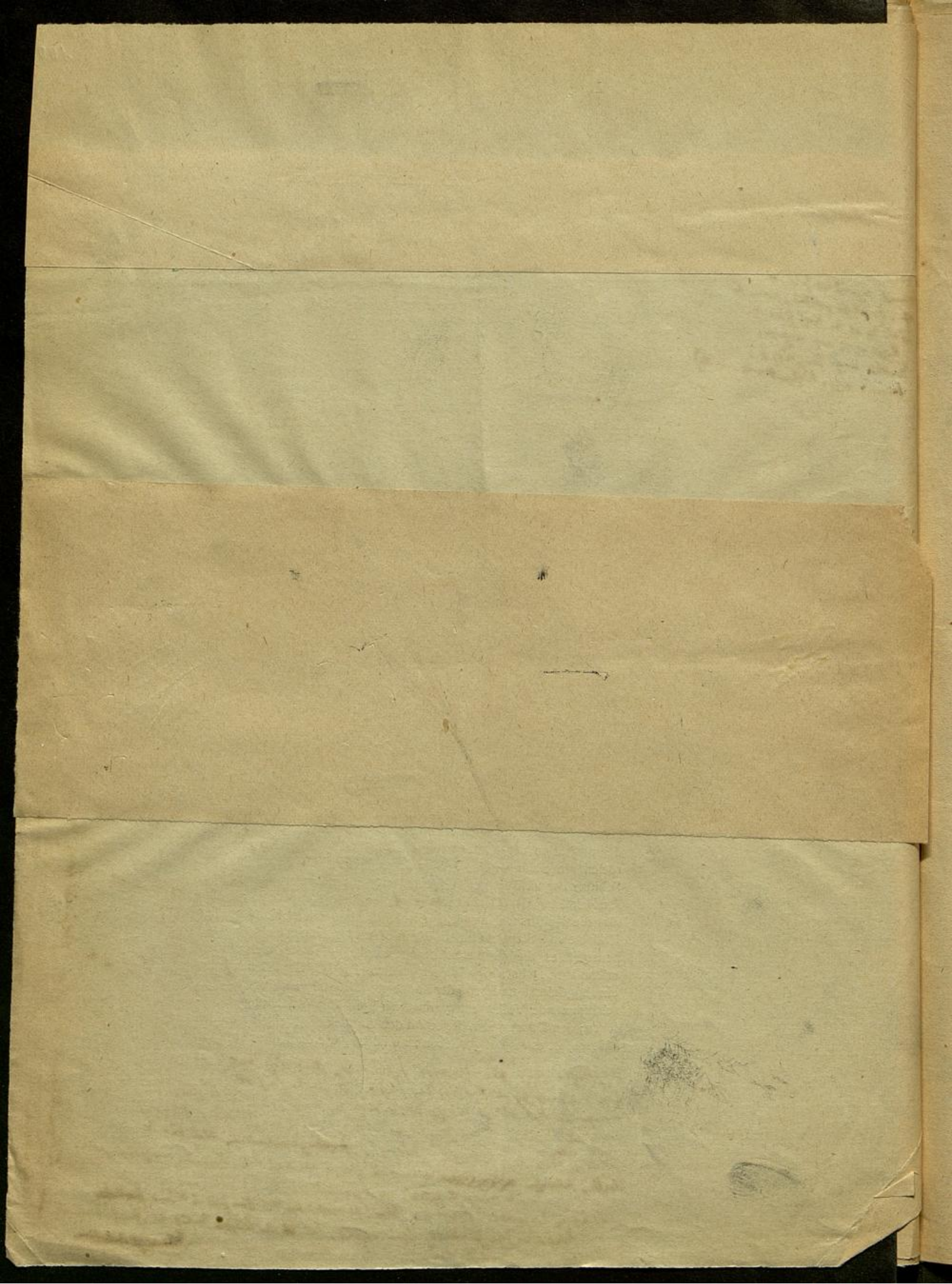
„Professor Bernhardi“.

Im Separatdampfer nach Preßburg.

Gott dieser Heller läßt einen ja gar nicht zu A'em komien; und wenn sich auch der Kulturgedanke den praktischen Schwierigkeiten anpassen mußte und aus dem Unternehmen vorläufig nichts weiter würde als ein „Professor Bernhardi, im Extrazug nach Preßburg“, so steht doch fest, daß wir über kurz oder lang auf den Professor Bernhardi per Luftschiff hereinfahren werden nach Großwardein. Die Idee mit dem Separatdampfer ist indes so erhaben, daß wir ihr wie einem Meteor nachblicken und noch lange gebannt in die Himmelsrichtung sehen, wo sie aufgeflammt ist... Sind's Argonauten, die gen Preßburg ziehen, um das goldene Vließ zu erobern, da ihnen der Franz Josefsorden unerreichbar ist? Sinds Wikinger auf abenteuernder Fahrt? Normänner? Nein, auch Frauen. Jene, die es ihrer Nächsten nicht gönnen, wenn sie hören, daß der Gatte definitiv impotent geworden sei, und fragen, ob das mehr ist als kaiserlicher Rat. Dieses mit den höchsten Ansprüchen an die Kunst gerüstete Publikum strömt an einem Sonntagmorgen aus den Schlafzimmern des Franz Josefskai auf das zum Greifen nahe Schiff, die Matrosen, die noch nie bei einer Volkstheaterpremiere waren, werden ohnmächtig, Heller ermuntert sie von der Kommandobrücke, der Fortschritt geht weiter, Vorurteile werden über Bord geworfen, man erlebt das Fahrwasser als Phrase und bis zur Einfahrt in den Hafen vergeht die Zeit mit Lotselachs. Sie kennen Preßburg. Sonst ziehen sie als Logenbrüder dahin, Brüder und Schwestern, diesmal als Parkettbesucher. Sonst sind sie ein nichtpolitischer Verein, diesmal gehn sie protestieren gegen die Reaktion. Die Polizeihunde haben Feinde, das ist eine Mischpoche von schlechtrassigen Bernhardinern, die bis Preßburg äußerln gehen, wenn es in Wien nicht erlaubt ist. Es ist eine Flottendemonstration der Kultur, für die ein Heller einen Kreuzer ausrüstet, um einen Gulden zu verdienen. Man wird ein Komitee zum Schutze der Zensur gegen Ausbeutung ins Leben rufen müssen. Am Jahrestag der „Titanic“ streicht sich die Gewinnsucht, die sich für die Kultursucht ausgibt, ein Schiff mit allem Komfort der Reklame vom Stapel zu lassen. Wenn dieses Unternehmen gelingt, so bedeutet es die größte Schiffskatastrophe, die die Welt bisher erlebt hat... Es ist ins Wasser gefallen. Die Intellektuellen wurden einwaggoniert und so der äußerste Skandal verhindert. Das schwimmende Volkstheaterparkett wird in der Vorstellung weiterleben; den Donaunixen, die so oft den Anblick der Freiheit erdulden müssen, ist es erspart geblieben zu erfahren, wie die Kultur aussieht.

H verm...
 sind ja...
 die...
 die...

Handwritten notes at the bottom of the page, including the word "Kaufmann" and various illegible scribbles and corrections.



Das Schiff der Kultur

(Motto: »Der Wali, wie Sie wissen, hat es verboten, aber Heller aus Wien kommt eigens und führt es auf. Er hat sich geäußert: wenn der Wali sich auf den Kopf stellt, er laßt es sich nicht nehmen, Kultur nach Preßburg zu tragen.« »Ein tüchtiger Mensch«)

Ja es ist eine große Zeit in der wir leben, denn im Morgenblatt steht zu lesen:

Theater, Kunst und Literatur.

„Professor Bernhardi“.

Im Extrazug nach Budapest.

Und im Abendblatt heißt es bereits:

Theater, Kunst und Literatur.

„Professor Bernhardi“.

Im Separatdampfer nach Preßburg

Gott dieser Heller läßt einen ja gar nicht zu A'em kommen, und wenn sich auch der Kulturgedanke den praktischen Schwierigkeiten anpassen mußte und aus dem Unternehmen vorläufig nichts weiter wurde als ein »Professor Bernhardi, im Extrazug nach Preßburg«, so steht doch fest, daß wir über kurz oder lang auf den Professor Bernhardi per Luftschiff hereinfahren werden nach Großwardein. Die Idee mit dem Separatdampfer ist indes so erhaben, daß wir ihr wie einem Meteor nachblicken und noch lange gebannt in die Himmelsrichtung sehen, wo sie aufgeflammt ist . . . Sind's Argonauten, die gen Preßburg ziehen, um das goldene Vließ zu erobern, da ihnen der Franz Josefsorden unerreichbar ist? Sinds Wikinger auf abenteuernder Fahrt? Normänner? Nein, auch Frauen. Jene, die es ihrer Nächsten nicht gönnen, wenn sie hören, daß der Gatte definitiv impotent geworden sei, und fragen, ob das mehr ist als kaiserlicher Rat. Dieses mit den höchsten Ansprüchen an die Kunst gerüstete Publikum strömt an einem Sonntagsmorgen aus den Schlafzimmern des Franz Josefskai auf das zum Greifen nahe Schiff, die Matrosen, die noch nie bei einer Volkstheaterpremiere waren, werden ohnmächtig, Heller ermuntert sie von der Kommandobrücke, der Fortschritt geht weiter, Vorurteile werden über Bord geworfen, man erlebt das Fahrwasser als Phrase und bis zur Einfahrt in den Hafen vergeht die Zeit mit Lotselachs. Sie kennen Preßburg. Sonst ziehen sie als Logenbrüder dahin, Brüder und Schwestern, diesmal als Parkettbesucher. Sonst sind sie ein nichtpolitischer Verein, diesmal gehn sie protestieren gegen die Reaktion. Die Polizeihunde haben Feinde, das ist eine Mischpoche von schlechtrassigen Bernhardinern, die bis Preßburg äußerln gehen, wenn es in Wien nicht erlaubt ist. Es ist eine Flottendemonstration der Kultur, für die ein Heller einen Kreuzer ausrüstet, um einen Gulden zu verdienen. Man wird ein Komitee zum Schutze der Zensur gegen Ausbeutung ins Leben rufen müssen. Am Jahrestag der »Titanic« vermißt sich die Gewinnsucht, die sich für die Kultursucht ausgibt, ein Schiff mit allem Komfort der Reklame vom Stapel zu lassen. Wenn dieses Unternehmen gelingt, so bedeutet es die größte Schiffskatastrophe, die die Welt bisher erlebt hat. . . Es ist ins Wasser gefallen. Die Intellektuellen werden einwaggoniert und so der äußerste Skandal verhindert. Das schwimmende Volkstheaterparkett wird in der Vorstellung weiterleben; den Donaunixen, die so oft den Anblick der Freiheit erdulden müssen, ist es erspart geblieben zu erfahren, wie die Kultur aussieht. Nachschrift: Auch mit der Eisenbahn gehts nicht. Preßburg will nicht, wiewohl sich die Kultur, um Eingang zu finden, auf die magyarische Ritterlichkeit berief und wiewohl sie versicherte, das Preßburger Verbot schädige »die ideellen und materiellen Interessen hunderter Wiener Kunstfreunde und Preßburger Bürger«. Was nun die ideellen Interessen der Wiener Kunstfreunde anlangt, die nicht nach Preßburg fahren können, so gibts da al erdirgs k ine Remedur, umsoweniger als auch der Concordiaball abgesagt ist. Aber die materiellen Interessen sind in diesem kriegerischen Jahre ohnedies schon so schwer geschädigt, daß der Verlust des »Professor Bernhardi« ~~kannt~~ gespürt werden dürfte. Nur nicht übertreiben! Die Wiener Kunstfreunde und die Preßburger Bürger sind ja übel dran! Aber was sollen denn erst die Juden in Saloniki sagen?

1)

↓ die brüder von P. Bernhardt haben mal in Wien.

+ *
+ *

in "

*

die ^{kanin} ~~kanin~~ auf

L 1 post.

Handwritten notes on the right edge of the top section, including the number 12.

Handwritten notes on the right edge of the bottom section, including the number 18.

Hermann Bahr spricht bei
Herrn Großmann
wird bei ihm
niedrig und für
politisch.

Der liebe Gott

I Zwar sieht er (Bahr) jetzt aus, wie man sich den lieben Gott vorstellt, breitschulterig, (mit wallendem grausilbernen Bart...)

Jetzt weiß man endlich, wie sich Herr Stefan Großmann den lieben Gott vorstellt. Und er erschrickt nicht vor dem Bilde, wiewohl dieser liebe Gott unstreitig auch eine Familienähnlichkeit mit Herrn Pernerstorfer hat, jenem lieben Gott, der einem entlassenen Direktor der Volksbühne die beleidigendsten Dankschreiben nachsendet. Das ist ja aber eben nicht der richtige.

Jedoch je reifer Hermann Bahr wird, desto weniger steigt er zu den Siedelungen der Menschen herab und desto ähnlicher wird er dem lieben Gott, der niemanden zu sich heranläßt.

Das ist wohl nicht ganz richtig. Denn während der liebe Gott es aus Gründen der Weltanschauung ablehnen würde, im Auftrage der Ortsgruppe Wiesbaden des Provinzialvereines Hessen-Nassau für Frauenstimmrecht einen besonders für diese Gelegenheit verfaßten Vortrag über das Recht der Frau zu halten, tut Herr Bahr was eine strenge Masseuse will. Aber er ist auch sonst nicht faul und wenn es nicht eben der Trost aller verstauchten Talente wäre, so würden diese wohl nicht in der Lage sein, ihn für den lieben Gott zu halten.

Daß es heute ein dichterisches Jungösterreich gibt, ist diesem hell tönenden Organ zu danken... Wie hat er uns junge Leute alle, in den Zeiten der inneren Unsicherheit durch sein gutes Ja! gekräftigt und gefestigt!

Das ist es ja eben, was mich an diesem lieben Gott so verdrießt. Er hat alle gebornen Bankrotteure, alle Zwischencharaktere ermuntert und allem Schleim zu einer Kruste verholfen.

Damals wandelte er noch gern auf Erden, aber seine Hilfe war dem kühnen Künstler so sicher wie die Hilfe Gottes.

Die kühnen Künstler sind denn auch richtig Hausierer geworden. Bahr aber glaubt, es seien nicht dieselben, sondern ganz andere. Während er selbst immer göttlicher wird.

In der letzten Zeit ist Hermann Bahr dem lieben Gott schon gar zu ähnlich geworden. Er hat sogar, verdrossen über die Wiener Verkleinerungssucht, die nur den mediokren und geschäftigen Burschen günstig ist, sein Wiener Heim aufgelöst und thront in Salzburg auf dem Berge.

Ganz wie der liebe Gott. Nur daß dieser vielleicht die Erschaffung des dichterischen Jung-Österreichs ablehnen würde weil er ganz sicher wüßte, daß es mit den mediokren und geschäftigen Burschen identisch sei. Der liebe Gott unterscheidet sich aber auch sonst von Bahr. Wenngleich Herr Großmann nur weiß, wo Bahr wohnt, ist Gott ja auch in Salzburg, aber man interessiert sich in Berlin nicht für ihn. Dagegen Bahr:

Hier in Berlin sitzt eine etwas vergräme Dame und wartet auf ihn. Sie ist nicht mehr in den jüngsten Jahren, aber sie will doch noch »erlöst« werden. Unter den wenigen kultivierten Menschen, die für die höchst anspruchsvolle Dame in Betracht kommen, ist Hermann Bahr der wichtigste. Die Dame wartet unverzagt und hofft unverdrossen, daß ihr Hermann eines Morgens doch noch gut gelaunt vom Berge des Propheten niedersteige zu ihr, zur deutschen Komödie!

Das ist herzig. Herr Stefan Großmann, konfessionslos wie er ist, trägt doch seinen Glauben im Herzen. Er glaubt an den lieben Bahr. Denn Gott hat nicht verhindern können, daß Herr Großmann mit einer so kleinen Abfindungssumme die Volksbühne verließ. Aber Gott unterscheidet sich auch darin vom lieben Bahr, daß man von ihm nicht das große Lustspiel erwartet, sondern ~~das Gegenteil~~

H
/ für / 1.

2 Engelbart
/ zum

→ ~~Stück~~ menschen /
mit de /
bill.

→ An Licht
für

1. J. ...

1. alle ...

T ...
in Klapp ...
für für für ...

H ...

1 gel H 2/3

H ...
→ noch

→ ...
1 noch
1 ...

1 ...

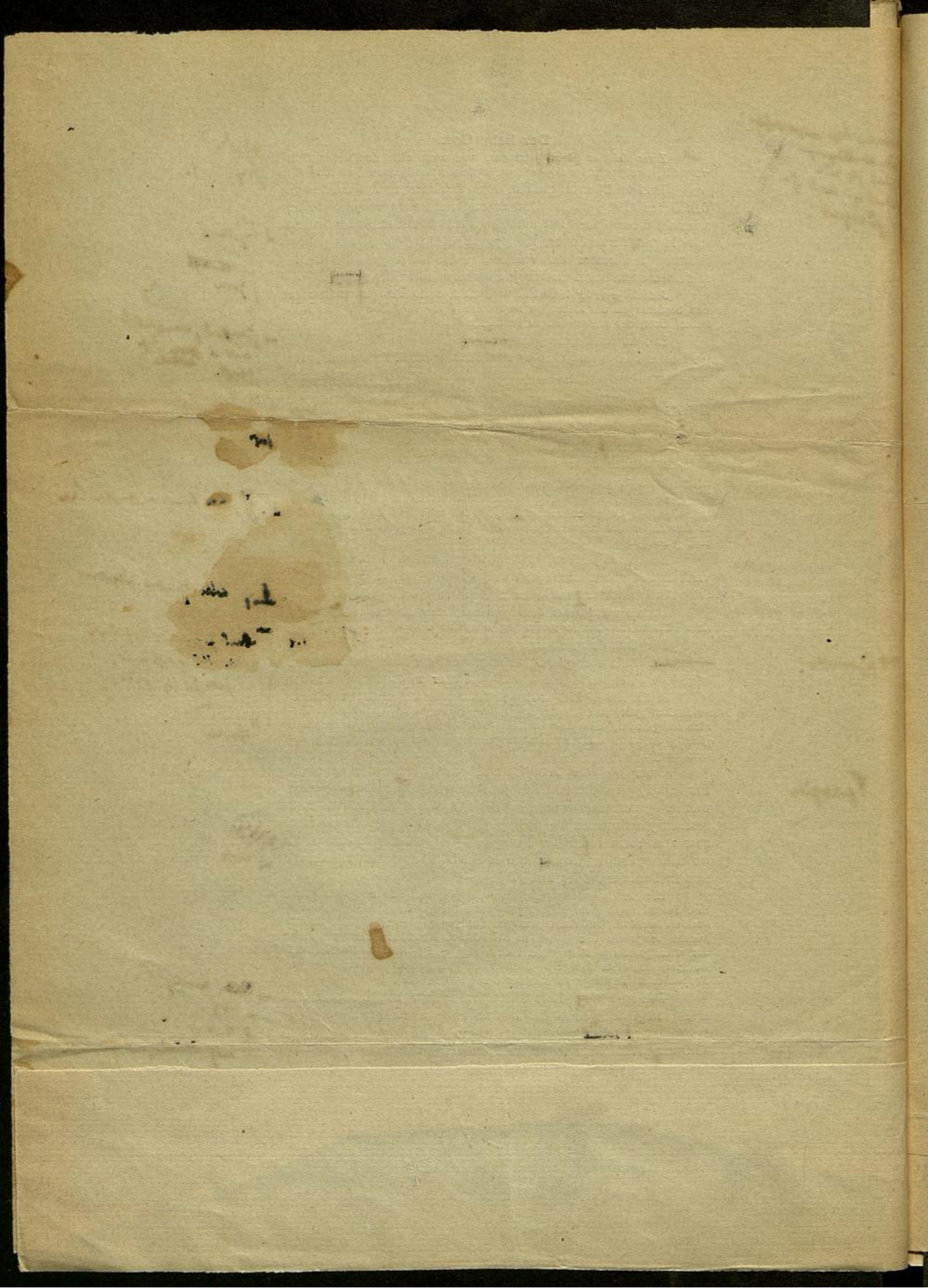
→ ...

H ...

F ...

1 ...
...
...
...
...

114



Der liebe Gott

colomb Hermann Bahr eignet sich nun allerdings nicht zum Jubelgreis.)

Zwar sieht er jetzt aus, wie man sich den lieben Gott (vor- *! (wagt man?)*) stellt, breitschulterig, hoch, mit wallendem grausilbernen Bart....

Jetzt weiß man endlich, wie sich Herr Stefan Großmann den lieben Gott vorstellt. Und er erschrickt nicht vor dem Bilde, wiewohl dieser liebe Gott unstreitig auch eine Familienähnlichkeit mit Herrn Engelbert Pernerstorfer hat, jenem lieben Gott, der einem entlassenen Direktor der Volksbühne die beleidigendsten Dankschreiben nachsendet. Das ist ja aber eben nicht der richtige.

Jedoch je reifer Hermann Bahr wird, desto weniger gern steigt er zu den Siedelungen der Menschen herab und desto ähnlicher wird er dem lieben Gott, der niemanden zu sich heranläßt.

Das ist wohl nicht ganz zutreffend, wenigstens so weit es Bahr betrifft. Denn während der liebe Gott es aus Gründen der Weltanschauung ablehnen würde, im Auftrage der Ortsgruppe Wiesbaden des Provinzialvereines Hessen-Nassau für Frauenstimmrecht einen besonders für diese Gelegenheit verfaßten Vortrag über das Recht der Frau zu halten, tut der liebe Bahr, was eine strenge Masseuse will. Aber er ist auch sonst nicht faul und wenn er nicht eben der Trost aller verstauchten Talente wäre, so würden diese wohl nicht in der Lage sein, ihn für den lieben Gott zu halten.

Daß es heute ein dichterisches Jungösterreich gibt, ist diesem hell tönenden Organ zu danken. Oh, wie konnte er scmettern!... Wie hat er uns junge Leute alle, in den Zeiten der inneren Unsicherheit durch sein gutes Ja! gekräftigt und gefestigt!

Das ist es ja eben, was mich an diesem lieben Gott so verdrießt. Er hat alle gebornen Bankrotteure, alle Zwischencharaktere ermuntert, alle Schiefer geschoben und allem Schleim zu einer Kruste verholfen.

Damals wandelte er noch gern auf Erden, aber seine Hilfe war dem kühnen Künstler so sicher wie die Hilfe Gottes.

Die kühnen Künstler sind denn auch richtig etwas geworden. Ursprünglich der Kunst bestimmt, haben sie sich später dem Hausierhandel zugewendet. Bahr aber glaubt, es seien nicht dieselben, sondern ganz andere. Während er selbst immer göttlicher wird.

In der letzten Zeit ist Hermann Bahr dem lieben Gott schon gar zu ähnlich geworden. Er hat sogar, verdrossen über die Wiener Verkleinerungssucht, die nur den mediokren und geschäftigen Burschen günstig ist, sein Wiener Heim aufgelöst und thront in Salzburg auf dem Berge.

Ganz wie der liebe Gott. Nur daß dieser vielleicht die Erschaffung des dichterischen Jung-Österreichs Gottbehüte abgelehnt hätte, weil er ganz sicher wüßte, daß es mit den mediokren und geschäftigen Burschen identisch sei. Der liebe Gott unterscheidet sich aber auch sonst von Bahr. Wengleich Herr Großmann nur weiß, wo Bahr wohnt, ist Gott wohl auch in Salzburg, aber man interessiert sich in Berlin nicht für ihn. Dagegen Bahr:

Hier in Berlin sitzt eine etwas vergränte Dame und wartet auf ihn. Sie ist nicht mehr in den jüngsten Jahren, aber sie will doch noch »erlöst« werden. Unter den wenigen kultivierten Menschen, die für die höchst anspruchsvolle Dame in Betracht kommen, ist Hermann Bahr der wichtigste. Die Dame wartet unverzagt und hofft unverdrossen, daß ihr Hermann eines Morgens doch noch gut gelaunt vom Berge des Propheten niedersteige zu ihr, zur deutschen Komödie!

Das ist niedlich. Herr Stefan Großmann, konfessionslos wie er ist, trägt doch noch einen Glauben im Herzen. Er glaubt an den lieben Bahr. Vielleicht wirkt der noch Wunder. Gott hat nicht verhindern können, daß Herr Großmann mit einer so kleinen Abfindungssumme die Volksbühne verließ. So Bahr will, werden die Geschäfte jetzt besser gehen. Aber Gott unterscheidet sich auch darin vom lieben Bahr, daß man von ihm nicht das große Lustspiel erwartet, sondern Bahr behüte — den Weltuntergang.

Der liebe Gott

Hermann Bahr eignet sich nun allerdings nicht zum Jubelgrel, Zwar sieht er jetzt aus, wie man sich den lieben Gott vorstellt, breitschulterig, hoch, mit wallendem grausilbernen Bart...

Jetzt weiß man endlich, wie sich Herr Stefan Großmann den lieben Gott vorstellt. Und er erschrickt nicht vor dem Bilde, wiewohl dieser liebe Gott unstreitig auch eine Familienähnlichkeit mit Herrn Engelbert Pernerstorfer hat, jenem lieben Gott, der einem entlassenen Direktor der Volksbühne die beleidigendsten Dankschreiben nachsendet. Das ist ja aber eben nicht der richtige.

Jedoch je reifer Hermann Bahr wird, desto weniger gern steigt er zu den Siedelungen der Menschen herab und desto ähnlicher wird er dem lieben Gott, der niemanden zu sich heranläßt.

Das ist wohl nicht ganz zutreffend, wenigstens so weit es Bahr betrifft. Denn während der liebe Gott es aus Gründen der Weltanschauung ablehnen würde, im Auftrage der Ortsgruppe Wiesbaden des Provinzialvereines Hessen-Nassau für Frauenstimmrecht einen besonders für diese Gelegenheit verfaßten Vortrag über das Recht der Frau zu halten, tut der liebe Bahr, was eine strenge Masseuse will. Aber er ist auch sonst nicht faul und wenn er nicht eben der Trost aller verstauchten Talente wäre, so würden diese wohl nicht in der Lage sein, ihn für den lieben Gott zu halten.

Daß es heute ein dichterisches Jungösterreich gibt, ist diesem hell tönenden Organ zu danken. Oh, wie konnte er schmettern!... Wie hat er uns junge Leute, alle, in den Zeiten der inneren Unsicherheit durch sein gutes Ja! gekräftigt und gefestigt!

Das ist es ja eben, was mich an diesem lieben Gott so verdrießt. Er hat alle gebornen Bankrotteure, alle Zwischencharaktere ermuntert, alle Schieber geschoben und allem Schleim zu einer Kruste verholfen.

Damals wandelte er noch gern auf Erden, aber seine Hilfe war dem kühnen Künstler so sicher wie die Hilfe Gottes.

Die kühnen Künstler sind denn auch richtig etwas geworden. Ursprünglich der Kunst bestimmt, haben sie sich später dem Hausierhandel zugewendet. Bahr aber glaubt, es seien nicht dieselben, sondern ganz andere. Während er selbst immer göttlicher wird.

In der letzten Zeit ist Hermann Bahr dem lieben Gott schon gar zu ähnlich geworden. Er hat sogar, verdrossen über die Wiener Verkleinerungssucht, die nur den mediokren und geschäftigen Burschen günstig ist, sein Wiener Heim aufgelöst und thront in Salzburg auf dem Berge.

Ganz wie der liebe Gott. Nur daß dieser vielleicht die Erschaffung des dichterischen Jung-Österreich Gottbehüte abgelehnt hätte, weil er ganz sicher wüßte, daß es mit den mediokren und geschäftigen Burschen identisch sei. Der liebe Gott unterscheidet sich aber auch sonst von Bahr. Wenngleich Herr Großmann nur weiß, wo Bahr wohnt, ist Gott wohl auch in Salzburg, aber man interessiert sich in Berlin nicht für ihn. Dagegen Bahr:

Hier in Berlin sitzt eine etwas vergräme Dame und wartet auf ihn. Sie ist nicht mehr in den jüngsten Jahren, aber sie will doch noch »erlöst« werden. Unter den wenigen kultivierten Menschen, die für die höchst anspruchsvolle Dame in Betracht kommen, ist Hermann Bahr der wichtigste. Die Dame wartet unverzagt und hofft unverdrossen, daß ihr Hermann eines Morgens doch noch gut gelaunt vom Berge des Propheten niedersteige zu ihr, zur deutschen Komödie!

Das ist niedlich. Herr Stefan Großmann, konfessionslos wie er ist, trägt doch noch einen Glauben im Herzen. Er glaubt an Bahr. Vielleicht wirkt der noch Wunder! Gott hat nicht verhindern können, daß Herr Großmann mit einer so kleinen Abfindungssumme die Volksbühne verließ. So Bahr will, werden die Geschäfte jetzt besser gehen. Aber Gott unterscheidet sich auch darin vom lieben Bahr, daß man von ihm nicht das große Lustspiel erwartet, sondern — Bahr behüte — den Weltuntergang.

Denn er war unser

»... / Erfrischend tritt uns aus ihnen das fröhlich starke, freie Wesen dieses einzigen Mannes an, von dessen persönlichem Schicksal, Leben und Wandel uns doch so wenig überliefert ist. Wir wissen, daß er... anfangs zum Kaufmann bestimmt war, sich aber dann der Literatur zugewendet hat.

« / Wer? Salten? Nein, Boccaccio.

Das kommt von den Vorurteilen, ich bin auch so

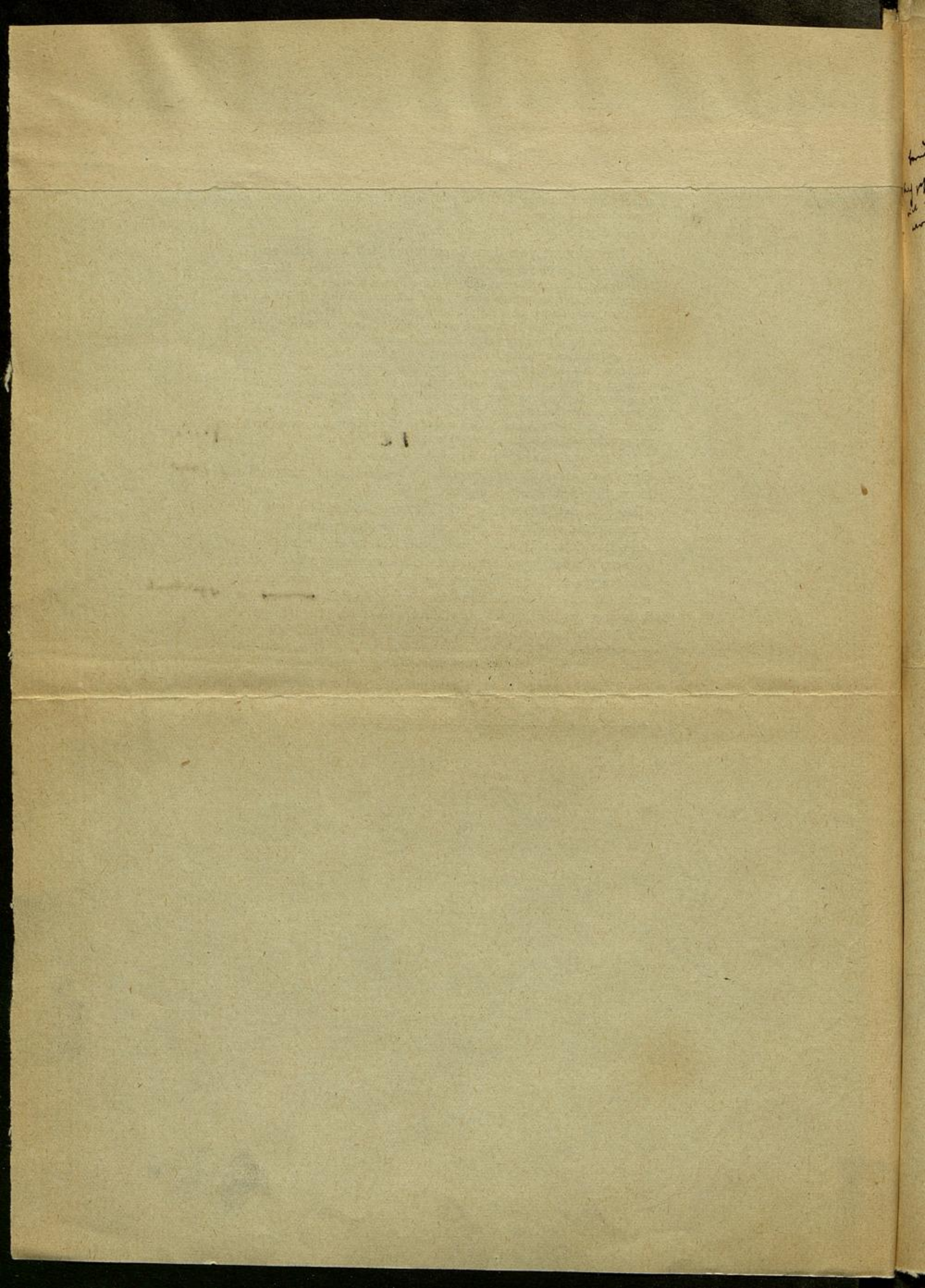
Vor dem Bezirksgerichte Margareten sollte gestern die Ehrenbeleidigungsklage zur Verhandlung gelangen, welche Herr Artur Trebitsch durch Dr. K. gegen seinen Bruder, den bekannten Schriftsteller Siegfried Trebitsch, und Professor Ferdinand Gregori angestrengt hat. . . . daß Herr Gregori auf dem Heimwege nach einer Vorlesung zu Herrn Siegfried Trebitsch folgendes sagte: »Die für den Vortrag in Aussicht genommene Novelle des Herrn Artur Trebitsch ist ein Schmarrn und Mist.« Dieser Äußerung soll auch Herr Siegfried Trebitsch beigestimmt und außerdem hinzugefügt haben, er habe nur einmal etwas von seinem Bruder gelesen, was derart dilettantisch war, daß er schon daraus über die Qualität der Novelle seines Bruders, die er zwar nicht gelesen, Klarheit gewonnen habe. Sein Bruder Artur leide übrigens an Größenwahn und Verfolgungswahn, da er sich an Gregori wende. »

Ich weiß nicht, ob es Verfolgungswahn ist, sich an Herrn Gregori zu wenden. Größenwahn ist es bestimmt nicht. Was Herr Siegfried Trebitsch anlangt, so weiß ich, daß die Novelle »Des Feldherrn Traum« ein Schmarrn und Mist ist. Ich habe nur einmal etwas von ihm gelesen, was derart dilettantisch war, daß ich schon daraus über die Qualität der Novelle, die ich zwar nicht gelesen, Klarheit gewonnen habe. Überdies kann ich mich auf das Zeugnis des Herrn Gregori berufen, der diese Novelle auch nicht gelesen und ihr deshalb den Bauernfeld-Preis verliehen hat. Was aber das Schauspiel »Ein Muttersohn« des Herrn Siegfried Trebitsch anlangt, so weiß ich gleichfalls, daß es ein Mist und ein Schmarrn ist. Ich habe schon aus der Novelle »Des Feldherrn Traum«, die ich nicht gelesen habe, über die Qualität des Dramas, das ich nicht kenne, Klarheit gewonnen. Überdies kann ich mich auf den Burgtheaterdirektor Thimig berufen, der der gleichen Ansicht ist und deshalb das Stück aufgeführt hat.

V....

/ aber

✓ gekannt



Denn er war unser

Erfrischend tritt uns aus ihnen das fröhlich starke, freie Wesen dieses einzigen Mannes an, von dessen persönlichem Schicksal, Leben und Wandel uns doch so wenig überliefert ist. Wir wissen, daß er... anfangs zum Kaufmann bestimmt war, sich aber dann der Literatur zugewendet hat.

Wer? Salten? Nein, Boccaccio.

Das kommt von den Vorurteilen, ich bin auch so

Vor dem Bezirksgerichte Margareten sollte gestern die Ehrenbeleidigungsklage zur Verhandlung gelangen, welche Herr Artur Trebitsch durch Dr. K. gegen seinen Bruder, den bekannten Schriftsteller Siegfried Trebitsch, und Professor Ferdinand Gregori angestrengt hat. . . . daß Herr Gregori auf dem Heimwege nach einer Vorlesung zu Herrn Siegfried Trebitsch folgendes sagte: »Die für den Vortrag in Aussicht genommene Novelle des Herrn Artur Trebitsch ist ein Schmarrn und Mist.« Dieser Äußerung soll auch Herr Siegfried Trebitsch beigestimmt und außerdem hinzugefügt haben, er habe nur einmal etwas von seinem Bruder gelesen, was derart dilettantisch war, daß er schon daraus über die Qualität der Novelle seines Bruders, die er zwar nicht gelesen, Klarheit gewonnen habe. Sein Bruder Artur leide übrigens an Größenwahn und Verfolgungswahn, da er sich an Gregori wende. . . .

Ich weiß nicht, ob es Verfolgungswahn ist, sich an Herrn Gregori zu wenden. Größenwahn ist es bestimmt nicht. Was aber Herrn Siegfried Trebitsch anlangt, so weiß ich, daß die Novelle »Des Feldherrn Traum« ein Schmarrn und Mist ist. Ich habe nur einmal etwas von ihm gelesen, was derart dilettantisch war, daß ich schon daraus über die Qualität der Novelle, die ich zwar nicht gelesen, Klarheit gewonnen habe. Überdies kann ich mich auf das Zeugnis des Herrn Gregori berufen, der diese Novelle auch nicht gelesen und ihr deshalb den Bauernfeld-Preis zuerkannt hat. Was aber das Schauspiel »Ein Muttersohn« des Herrn Siegfried Trebitsch anlangt, so weiß ich gleichfalls, daß es ein Mist und ein Schmarrn ist. Ich habe schon aus der Novelle »Des Feldherrn Traum«, die ich nicht gelesen habe, über die Qualität des Dramas, das ich nicht kenne, Klarheit gewonnen. Überdies kann ich mich auf den Burgtheaterdirektor Thimig berufen, der der gleichen Ansicht ist und deshalb das Stück aufgeführt hat.

Handwritten notes on the left margin: "Handwritten notes on the left margin, possibly 'Handwritten notes on the left margin'." (Note: The text is illegible but appears to be a marginal note.)

Handwritten mark resembling a stylized 'M' or 'H' on the right margin.

Handwritten mark resembling a stylized 'H' or 'M' on the right margin.

22/4

4 p. überwinden

Man hat mir zugeredet

meine Theaterunlust einmal ~~aufzugeben~~ und in die Trebitsch-Premiere zu gehen. Da ich gegen jede demonstrative Störung einer Produktion bin, habe ich es unterlassen. Man sagt mir aber, daß ich es nicht bereuen muß. Es soll nämlich das beste gestrichen worden sein und ein Betrug der Regie vorliegen, den das Publikum sich nicht gefallen lassen müßte. Wenn ~~hinem~~ Trebitsch versprochen wird, so hat man auch ein Recht, Trebitsch zu bekommen. Den ursprünglichen, nicht den durch Striche gemilderten Trebitsch. Ich verpflichte mich, eine jede fremde Arbeit durch bloße Striche, ohne Änderungen oder Zusätze, so umzuarbeiten, daß sie von mir ist. Aus einer Trebitsch-Aufführung kann eine vorsichtige Regie immerhin einen langweiligen Burgtheaterabend machen. Wo bleiben aber die Überraschungen? Es soll den Leuten so gegangen sein, wie dem bekannten Theaterbesucher, der von der Absage der »Wildente« nicht unterrichtet ist und beim »Bibliothekar« den Nachbar fragt: Wo bleibt die Wildente? Sie fragten einander, ob das Stück denn auch wirklich von Trebitsch sei — eine Frage, die ja selbst dann ihre Berechtigung hat, wenn das Stück von Trebitsch ist. Man sage nicht, daß vor einem Auditorium, das nur aus Anhängern der Seidenbranche besteht, das Schicksal des Stückes von vornherein gesichert war. Nichts im Theater gesichert. Der Wille zum Applaus kann den Applaus bewirken, aber die Wirkung nicht verhindern. Publikum bleibt Publikum, auch wenn man weiß, wer hineingeht. Was sind das für Foppereien? Wenn statt des erwarteten »Muttersohns« Don Carlos gegeben wird, ja da kann freilich ein Stück von Trebitsch nicht durchfallen!

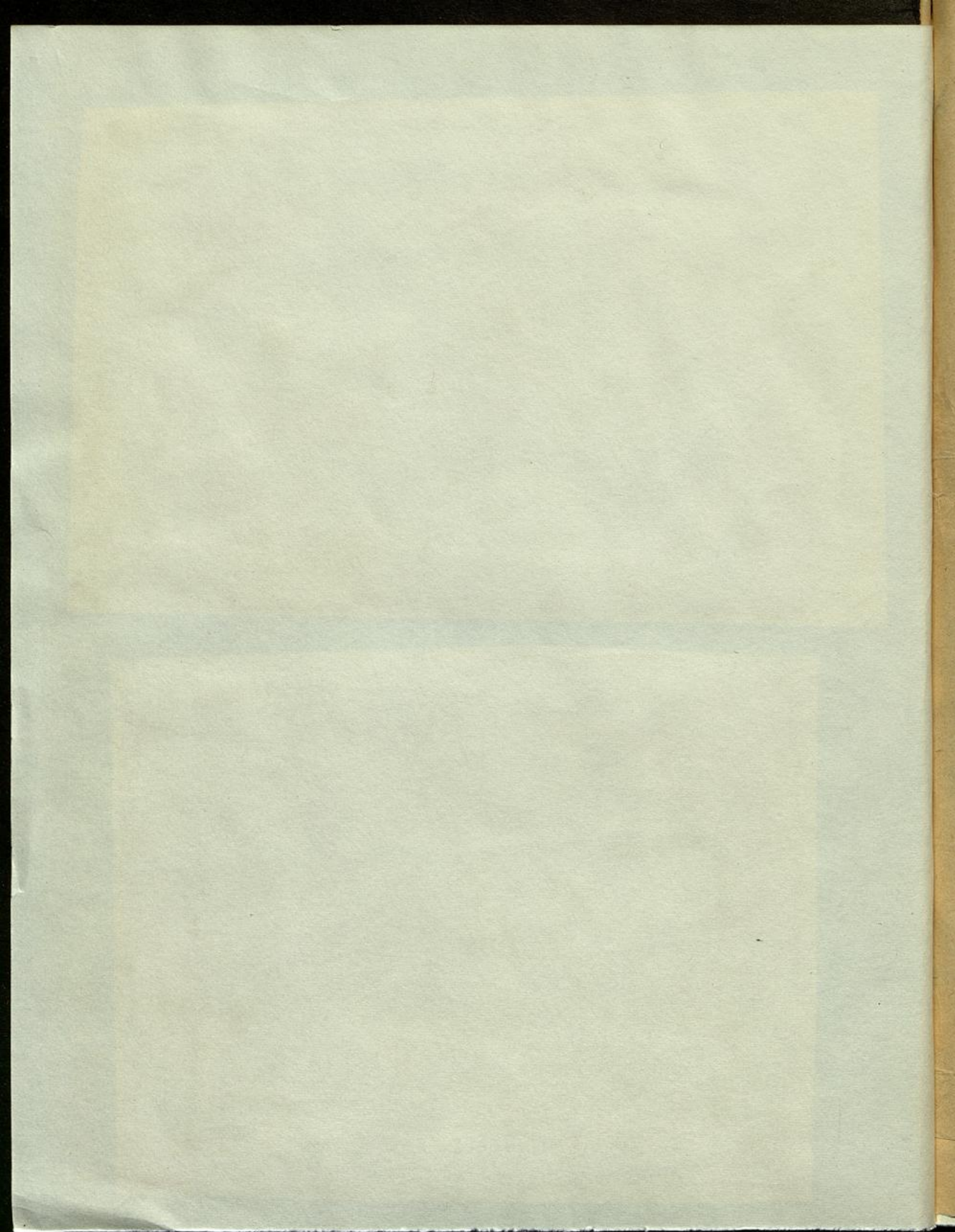
→ d
/ z
H d
/ ,
Trommel
/ dem
+ immer
H mit gel
L if
H mit
/ " " "
+ das ist kein Kunst!

+ d

Man hat mir zugeredet

meine Theaterunlust einmal zu überwinden und in die Trebitsch-Premiere zu gehen. Da ich gegen jede Störung einer Produktion bin, habe ich es unterlassen. Man sagt mir aber, daß ich es nicht bereuen muß. Es soll nämlich das Beste gestrichen worden sein und ein Betrug der Regie vorliegen, den das Publikum sich nicht gefallen lassen müßte. Wenn Trebitsch versprochen wird, so hat man auch ein Recht, Trebitsch zu bekommen. Den ursprünglichen, nicht den durch Striche gemilderten Trebitsch. Ich verpflichte mich, eine jede fremde Arbeit durch bloße Striche, ohne Änderungen oder Zusätze, so umzuarbeiten, daß sie von mir ist. Aus einer Trebitsch-Aufführung kann eine vorsichtige Regie immerhin einen normal langweiligen Burgtheaterabend machen. Wo bleiben aber die Überraschungen? Es soll den Leuten so gegangen sein, wie dem bekannten Theaterbesucher, der von der Absage der »Wildente« nicht unterrichtet ist und beim »Bibliothekar« den Nachbar fragt: Wo bleibt denn die Wildente? Sie fragten einander, ob das Stück denn auch wirklich von Trebitsch sei — eine Frage, die ja immer ihre Berechtigung hat, wenn das Stück von Trebitsch ist. Man sage nicht, daß vor einem Auditorium, welches nur aus Anhängern der Seidenbranche besteht, das Schicksal des Stückes von vornherein gesichert war. Nichts ist im Theater gesichert. Der Wille zum Applaus kann den Applaus bewirken, aber die Wirkung nicht verhindern. Publikum bleibt Publikum, auch wenn man weiß, wer hineingeht. Was sind das für Foppereien? Wenn statt des erwarteten »Muttersohns« Don Carlos gegeben wird, ja das ist keine Kunst, da kann ein Stück von Trebitsch nicht durchfallen!

H
/ den neuen Trebitsch,
/ eig
X
- que! - que!
- que!



Kunstförderung

»Am vorigen Sonntag vormittag ereignete sich in den Ausstellungs- räumen (Oktogon) des Künstlerhauses, während das Publikum alle Säle füllte, infolge des großen Andranges der bedauerliche Fall, daß die Brunnenfigur des Bildhauers A. P. umgestoßen und zertrümmert wurde.«

Philipp Derblay Hr. Reimers

(Ein Zwischenfall im Burgtheater.) Im Burgtheater hat sich heute während der Vorstellung ein eigenartiger Zwischenfall abgespielt. Es wurde der »Hüttenbesitzer« gegeben, und der zweite Akt war dem Schlusse nahe, als einer der anwesenden Detektivs beobachtete, daß sich ein Herr in der Parterreloge Nr. 7 fast vollständig entkleidet hatte. Der Detektiv rief andere Beamte, den Gebäudeinspektor und schließlich den diensthabenden Theaterarzt herbei, die nun den seltsamen Logengast in unauffälliger und rücksichtsvollster Weise aus der Loge in das Inspektionszimmer brachten. Der entkleidete Herr leistete keinerlei Widerstand. Er machte den Eindruck eines Geistesgestörten . . . Er war in Touristenkostüm, mit Wadenstrümpfen und Bergschuhen, gekleidet und hatte zuerst einen Parterresitz gehabt. Knapp vor Beginn der Vorstellung tauschte er den Sitz gegen eine ganze Parterreloge um ~~in der er eben seiner Kostümierung halber einige Aufmerksamkeit auf sich lenkte~~. Als er nun im zweiten Akt sich langsam zu entkleiden begann, bemerkten dies in dem übrigens ziemlich schlecht besuchten Hause nur sehr wenig Personen. Erst seine Wegführung erregte einiges Aufsehen ~~aber auch nur in der nächsten Umgebung der Loge~~

Der Mann muß gar nicht geistesgestört sein. Nach einem ~~andern~~ Bericht gab er, um den Grund seines Vorgehens befragt, die Antwort: »Es war ja so leer.« Die Abwesenheit von Menschen ist sonst nicht gerade ein zwingender Grund, sich auszukleiden. Der Anblick des Burgtheaterzuschauerraumes ~~bei einer Vorstellung~~ wirkt aber offenbar als unwiderstehlicher Zwang. Es geht einem ~~so~~ wie in einer der Grotten von Sorrent oder Capri: es wird ja doch niemand kommen, und man badet. Als eine Ovation für die Schauspieler kann eine Entkleidung nicht gut gedeutet werden, nur als die Benützung einer sich anbietenden Bequemlichkeit. Ob der Mann eine Freikarte gehabt hat, war nicht zu erfahren. Die Wegführung dieses Zuschauers erregte natürlich einiges Aufsehen außerhalb des Theaters, weil ja doch die Straße beim Burgtheater von ein paar Leuten besucht wird. Man stelle sich nur den Rummel vor: die Türen werden aufgerissen, draußen ertönt das Gebrüll: Aus iiii. . . ! und es ~~stürzt~~ ein Theaterbesucher heraus, und der ist nackt.

Die Information

G Wien, 5. April. (Priv.-Tel.) An zuständigen Stellen ist man genau unterrichtet über die gereizte Stimmung, die sich der Bevölkerung noch mehr infolge der herausfordernden offiziellen Aufklärung über die russische Waffensendung an Montenegro als infolge der Sendung selbst bemächtigt hat, und ist auch nicht unempfindlich gegen die scharfen Urteile, die in allen Kreisen über die vermeintlich schlaffe Politik der Monarchie geäußert werden. Aber man erklärt, daß es schlechterdings unmöglich sei, jetzt aus der Reihe der Mächte her auszutreten, nachdem auch Europa sich den von Österreich-Ungarn gewünschten Schritten gegen Montenegro wenigstens offiziell angeschlossen hat. So lange wenigstens, als nicht erwiesen ist, daß die gesamte europäische Politik gegenüber den Balkanstaaten aussichtslos ist, wird Österreich-Ungarn im Konzert der Mächte bleiben, das von Sir Edward Grey energisch vertreten wird; allerdings auch keine Stunde länger.

Für ~~welch ein~~ Geschwafel Depeschengeld ausgegeben wird. An zuständigen Stellen laufen täglich Berichte ein über die gereizte Stimmung, die in den Wiener Gasthäusern über ein russisches Communiqué herrscht, und man wird sich gelegentlich darnach richten. Vorläufig bedauert jedoch Österreich aus der Reihe der Mächte: Deutschland, Italien, Frankreich, England und Rußland nicht heraustreten zu können, umso weniger, als sich diesen jetzt auch Europa angeschlossen hat. Die Diplomaten haben ganz recht, wenn sie eine österreichische Meinung, der solche Wissenschaft imponiert, zum Narren halten und ins Bordell gehen

pe

H...

H...

→

H

→ ~~Handwritten scribbles~~

H rinkt

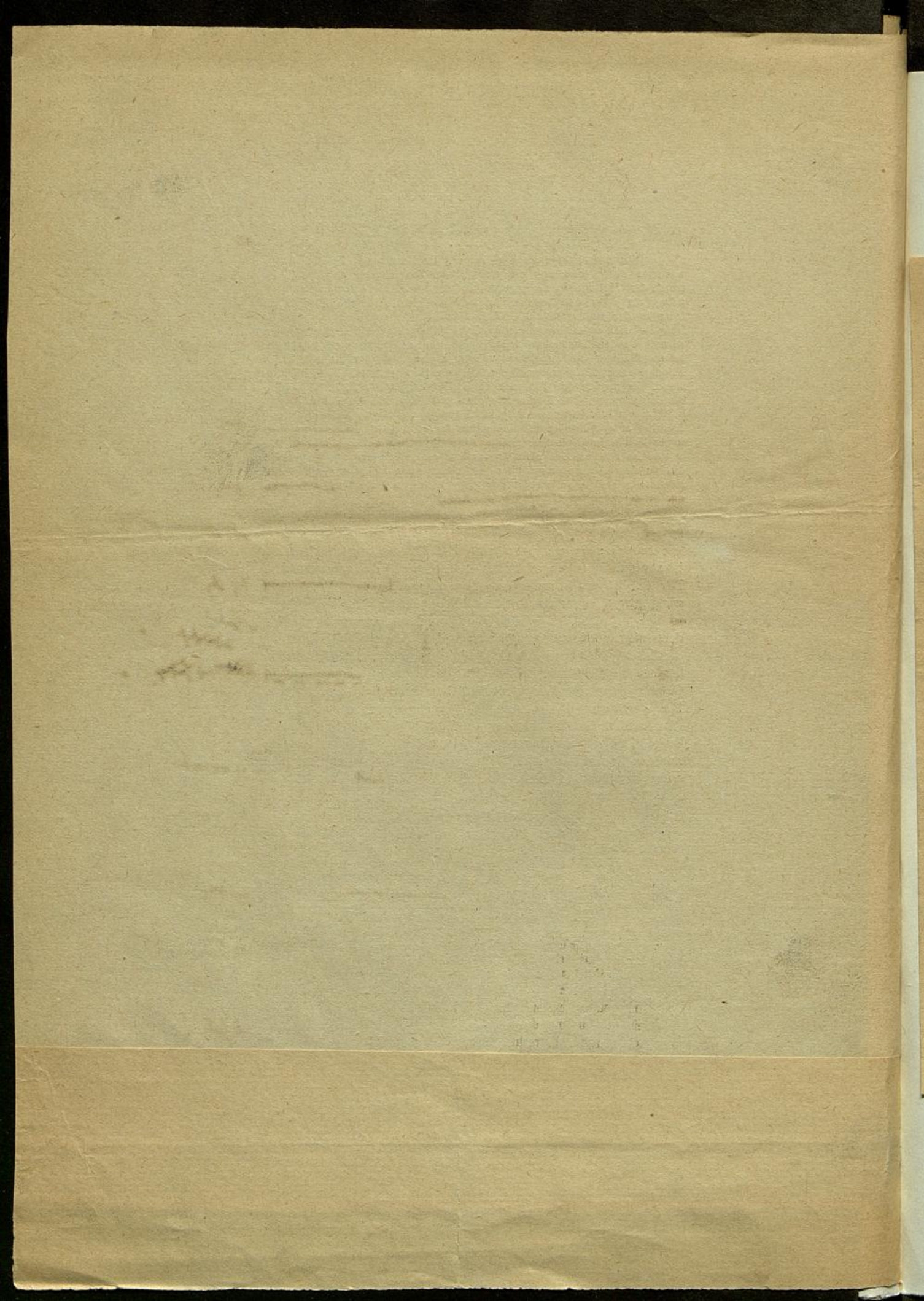
—

—

H p. L.

H

H



Dangl

Last but not least übersehen nämlich die Anhänger des Projekts, daß der Widerstand gegen dasselbe ausschließlich darauf zurückzuführen ist, daß es den Anfang einer sich naturgemäß herausbildenden Umwandlung des Semmeringgebietes in einen typischen Tuberkulosekurort —

Genug! Wer last but not least sagt, hat Unrecht. Das Ministerium entscheide, daß das Luftreservoir in einen Tuberkulosekurort verwandelt werde, und mache dem Advokaten-geschäft, das seit zwei Jahren Proteste liefert, ein Ende und schütze die Tuberkulose vor den Anrainern. Auf Last but not least muß ein Schlußwort folgen, dem nichts mehr folgt. Freilich wird dann gesagt werden: To be or not to be, that is the question, zu entgegnen: Knowledge is power. Darauf würde freilich gesagt werden: Mischief, thou art at it — müßte erwidert werden: Ther' is the humbug of it. Dann wäre es für die Anrainer the winter of our discontent, und die andern würden höflich: Weil roared, lion! Jene, nicht faul, würden klagen: That is the time beginning of our end. Aber die Leser würden meinen: Much ado about nothing! Aber die upper ten tausend würde eine Erklärung unterzeichnen, worauf Herr Dangl, dem das gar nicht imponiert, schlagfertig zu sagen wüßte: I awoke one morning and found myself famous! Die Gegner würden entgegnen: What 's in a name? that which we call a rose, by any other name would smell as sweet! Die Anrainer würden rufen: My house is my castle. Die Zeitungsleser würden/sagen: Long, long ago! Die Anrainer aber versichern, daß sie den struggle for life scheitern und Herr Kupelwieser dichtete: Time is money. Das würde aber alles nichts mehr helfen und the not in silence. Mit einem Wort, die Sache wäre erledigt und man könnte es im Südbahnhof aushalten, als wäre es das Hotel d'Angleterre.

Ich weiß schon, was meine Eitelkeit ist

»Aber er hat doch eines vortrefflich herausgebracht: eine ganz moderne Gestalt, einen Typ, den wir heute oft genug im Leben beobachten. Eine Begabung, zerstört durch Eitelkeit. Eine starke Persönlichkeit, vernichtet, zerfressen und angehaucht von ihrem lächerlichen Größenwahn.« Die schlechten Schriftsteller machen immer Andeutungen über eitle Schriftsteller. Ich bin so eitel, mich getroffen zu fühlen. Das ist aber meine ganze Eitelkeit. Die, welche sie dafür halten, besteht doch nur darin, daß ich zu viel von andern spreche. Größenwahn ist, von den andern eine geringe Meinung zu haben.

Das fängt gut an

Am nächsten Montag dürfte die Entscheidung fallen. Der Soldat muß jetzt ebenfalls zu Gehör kommen und hat darauf zu achten, daß nicht durch Verschleppen und Verzögern auch nur ein einziges Leben ohne Notwendigkeit verloren gehe. Cassandra hat über die Belagerung von Troja geseufzt, und auch dem König Agamemnon wird es nicht angenehm gewesen sein, die Tochter den Göttern zu opfern. ...

That but it kind
aspirant. → Beginn

49 Hun
Hour
Ten

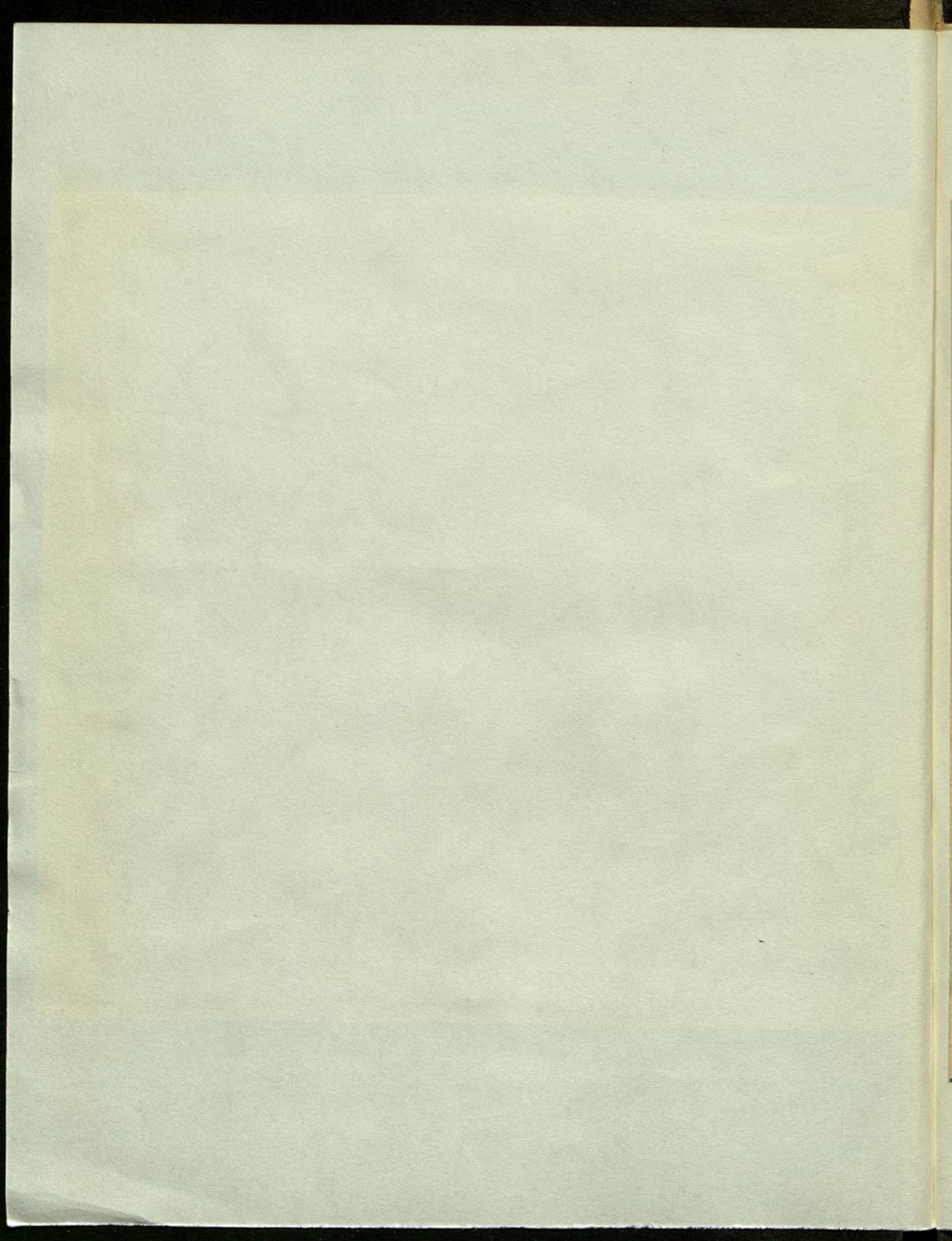
HIT

→ hundert

↓ die feine W...
↓ ...
↓ ...
↓ ...

/...
/! - di
/n [A → A
↓ ↓ ↓ Hark
H2W 10
→ ... 10
H, 25
Hlowe Taktik
Hjann
→ true H thou
H A
19 L!
→ ...
→ real is
H A
H Da
H's first dem ...

↓ die große Pfand
mir ...
↓ ...
↓ ...
↓ ...
↓ ...
↓ ...
↓ ...



Dangl

... Last but not least übersehen nämlich die Anhänger des Projekts, daß der Widerstand gegen dasselbe ausschließlich darauf zurückzuführen ist, daß es den Anfang einer sich naturgemäß herausbildenden Umwandlung des Semmeringgebietes in einen typischen Tuberkulosekurort —

Genug! Wer last but not least sagt, hat Unrecht. Das but ist direkt aufreizend. Die Regierung entscheide, daß das Luftreservoir in einen Tuberkulosekurort verwandelt werde, mache dem Advokaten-geschäft, das seit zwei Jahren Proteste liefert, ein Ende und schütze die Tuberkulose vor den Anrainern. Auf Last but not least muß ein Schlußwort folgen, dem nichts mehr folgt. Freilich würde dann noch gesagt werden: To be or not to be, that is the question, und entgegnet werden: Knowledge is power. Darauf würde freilich erklärt werden: Mischief, thou art afoot, und es müßte erwidert werden: Ther' is the humour of it. Dann wäre es allerdings für die Anrainer the winter of our discontent, und die andern würden höhnen: Well roared, lion! Jene, nicht faul, würden klagen: That is the true beginning of our end. Aber die Leser würden meinen: Much ado about nothing! The upper ten thousand würden eine Erklärung unterzeichnen, worauf Herr Dangl, dem das gar nicht imponiert, schlagfertig zu bemerken wüßte: I awoke one morning and found myself famous! Die Gegner würden entgegnen: What 's in a name? Die Anrainer würden rufen: My house is my castle! Die Zeitungsl Leser würden die Geduld verlieren und sagen: Long, long ago! Die Anrainer aber würden versichern, daß sie den struggle for life führen/und Herr Kupelwieser meint Time is money. Das würde aber alles nichts mehr helfen, die Sache wäre erledigt und the fest is silence. Der gräßliche Zustand wäre beendet, daß ein gefälliger Wirt, auf dem Semmering, wenn man Kaviar haben will, „Anon, Sir, anon!“ ruft und mit einem Protest gelaufen kommt, der doch schließlich caviare to the general ist. Mit einem Wort, man könnte es im Südbahnhotel aushalten, als wäre erste classe wie ein Hotel Dangleterre.

12

Wird nicht
das Kaviar
H. A. t

1: H. A.

1: 1/2

1/2

H. A. t

H. A. t
H. A. t
H. A. t

T. A. t

(Ich weiß schon...)

Ich weiß schon, was meine Eitelkeit ist

»Aber er hat doch eines vortrefflich herausgebracht: eine ganz moderne Gestalt, einen Typ, den wir heute oft genug im Leben beobachten. Eine Begabung, zerstört durch Eitelkeit. Eine starke Persönlichkeit, vernichtet, zerfressen und angehaucht von ihrem lächerlichen Größenwahn.«

Die schlechten Schriftsteller machen immer Andeutungen über eitle Schriftsteller. Ich bin so eitel, mich getroffen zu fühlen. Das ist aber meine ganze Eitelkeit. Die, welche sie dafür halten, besteht doch nur darin, daß ich zu viel von andern spreche. Größenwahn ist von den andern eine geringe Meinung haben.

1: 1/2

Das fängt gut an

»Am nächsten Montag dürfte die Entscheidung fallen. Der Soldat muß jetzt ebenfalls zu Gehör kommen und hat darauf zu achten, daß nicht durch Verschleppen und Verzögern auch nur ein einziges Leben ohne Notwendigkeit verloren gehe. Cassandra hat über die Belagerung von Troja geseuzt, und auch dem König Agamemnon wird es nicht angenehm gewesen sein, die Tochter den Göttern zu opfern...«

211
The
of
the
the
the
the

Die Fahrt verlief ohne Zwischenfall

Österreichische Vergnügungsschiffe sind nachgerade ~~in~~ europäischer ~~Skandal~~ und was eine Oceana, die den Wiener Männergesangverein transportierte, an unflätiger Erinnerung zurückläßt, was die jährlichen Advokaten-schiffe leisten und was die bekannte Thalia imstande ist, das übersteigt bei weitem das Grauen, das an eine Titanic geknüpft bleibt! Jetzt hat sich eine Amphitrite, die Wiener Akademiker nach Nordafrika brachte, munter angeschlossen. Nach den Berichten zu urteilen, scheint sie ein Geschwisterkind der Oceana zu sein. Wären Studenten so wichtig wie ausgewachsene Sangräte und würde der Balkan nicht alle ~~Raum~~ ~~okkupieren~~, ~~er~~ wäre durchaus von Speis' und Trank erfüllt gewesen und voll jener scherzhaften Prozeduren, die die Presse auf Seereisen beobachtet oder wenigstens aus dem Bereich der Möglichkeit nicht ganz ausschließt. Die mehr verdrießliche Bemerkung: »Am Bord ist alles wohlauf« kann darüber nicht hinwegtäuschen. Ansätze waren ~~richtig~~ vorhanden und wenn man bedenkt, daß diesmal ~~nur deposchiert~~ ~~wurde~~, so ist das Ergebnis der Universitätsreise erfreulich genug. Dem Draht sind die folgenden Feststellungen zu verdanken:

Triest, 2. April. Die erste Nacht der Universitätsreise ist ohne Zwischenfall verlaufen.

Ja, warum soll es denn einen Zwischenfall gegeben haben?

Am gestrigen Abend wurde im Zuge ein von der Reiseleitung vorbereitetes kaltes Abendbrot genommen.

Und dann?

Dann richteten es sich die Teilnehmer, so gut es eben ging, in den dichtbesetzten Waggons zum Schlafen ein.

Zum Schlafen?

Über die neue Alpenbahn ging die Fahrt nach Görz, wo die Ankunft um 6 Uhr früh erfolgte.

So zeitlich? Was tat man bei der Ankunft?

Der größte Teil der Nachtfahrt aber wurde durch heitere Gespräche, Gesang und Musik sowie mannigfaltigen Studentenuk ausgefüllt. In der Bahnhofrestauration war daselbst für Frühstück Vorsorge getroffen worden, und der Aufenthalt gab Gelegenheit, sich im Freien von den Strapazen der Nachtfahrt zu erholen.

Wie war's in Triest?

Nachdem die komplizierte Arbeit der Unterbringung von 350 Personen auf dem »Universitäts-schiff« durchgeführt war, konnte an die erste gemeinsame Mahlzeit an Bord geschritten werden.

Man wird durchaus ersehen, daß jede österreichische Expedition von dem Staunen begleitet ist, daß die anderswo selbstverständlichen Verrichtungen gelingen. Hier schreitet man aufatmend, an die Mahlzeit, und auch diese gelingt! Der Lloyd hat vorsichtshalber dasselbe Personal, das schon frühere Universitätsreisen mitgemacht hatte, verwendet:

Für die schnelle Annäherung von Passagieren und Schiffspersonal war diese Maßnahme sehr dankenswert, da einander eine große Zahl alter Bekannter begrüßen konnten und das Personal mit dem studentischen Treiben bereits vertraut ist.

Was treiben denn die Studenten immer? Wenn ich das nur einmal herausbringen könnt!

Schiffsarzt Dr. Bruno Pribram und die Schiffsärztin Frau Dr. Flora Borotin schifften sich gleichfalls ein!

Sie weigerten sich gar nicht und haben für alle Fälle eine Art kleiner Sanitätsstation eingerichtet.

Aha!

H
1/2 - Phrygen

1/2 in

H
1/2 in

im
H
1/2 in
die
Prüfung

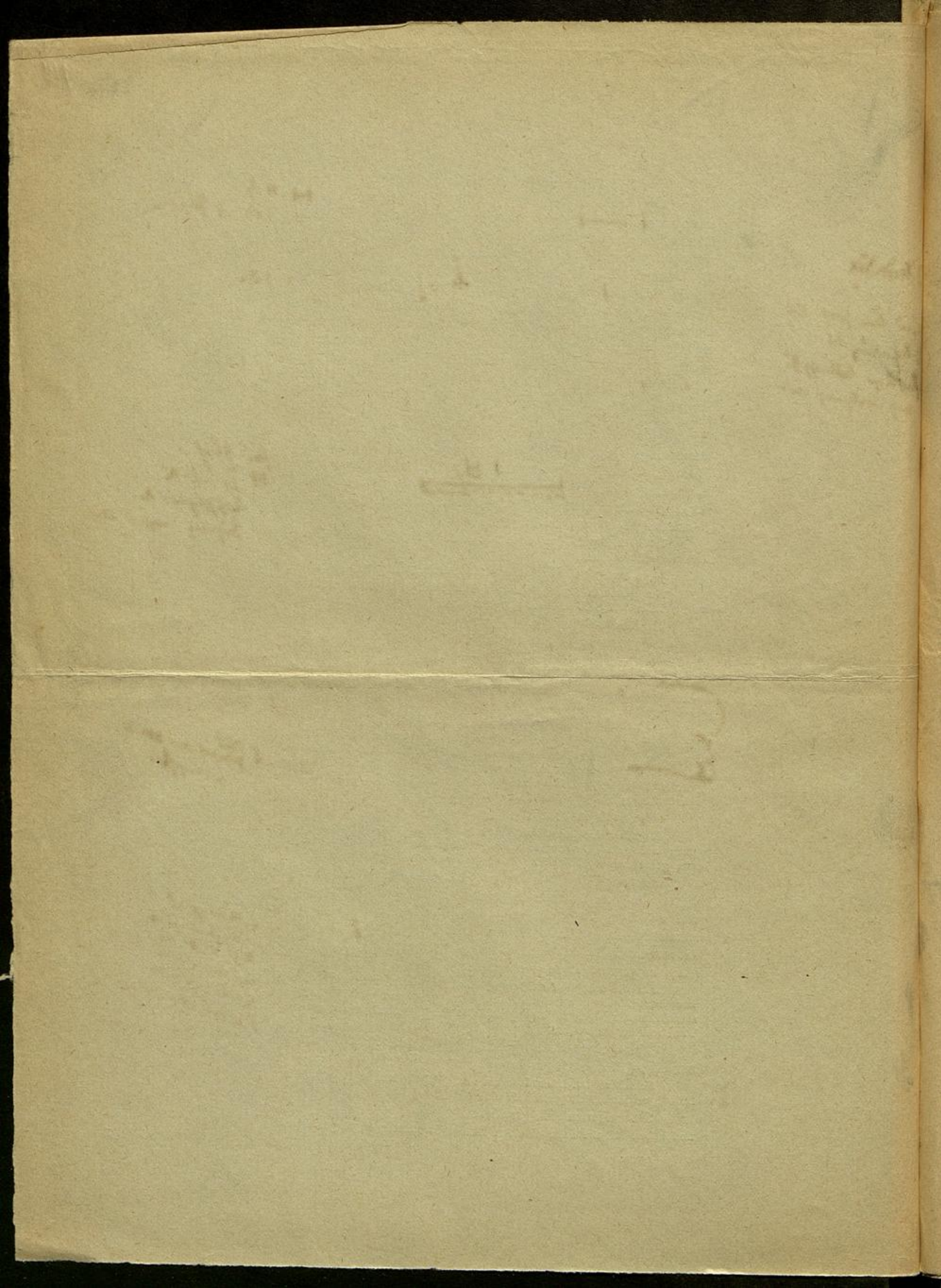
Handwritten notes on the left margin:
 ... kann ...
 ...
 ...

Handwritten notes on the right margin:
 = weil
 ...

Handwritten notes on the right margin:
 ...

1/2

...



2

Für den Abend wurden Vorbereitungen für die stets von den Studenten besorgte Unterhaltung getroffen.

Da man weiß, daß die Unterhaltung kommen wird, sollte sich eigentlich auch an die Vorbereitungen rasch gewöhnen.

L Lumen über

Ein gemeinsames Mahl mit lebhafter studentischer Unterhaltung und musikalischen Darbietungen hatte den Tag beschlossen und beim Aufwachen

H....

Am andern Tag fand, in Sperrdruck hervorgehoben, ein gemeinsames Mittagessen statt und selbst in Syrakus versammelte ein gemeinsames Mahl die Teilnehmer im Grand Hotel. Nie aßen sie verstreut, immer gemeinsam, das muß man schon zugeben. Bald kamen auch, zu Ehren unserer alma mater sei es gesagt, die Forscher auf ihre Rechnung

L D Tabu
- spul!

Wieder: /:

In dem Kurhaus, das in dem historischen Gebäude untergebracht ist, wurden Erfrischungen geboten.

Der Charakter der Universitätsreise kommt also endlich zum Durchbruch, das heißt: man findet alles »merkwürdig«, die Piazza, den Dom, die Geographie

L und mit et für ptt.

Die Ausbootung ging ohne Zwischenfall vonstatten.

Nur auf dem Meer sind die Verhältnisse merkwürdig:

Es herrschte in den letzten zwei Tagen im Adriatischen Meere Sturm, was die Annehmlichkeit der Fahrt einigermaßen beeinträchtigte.

Aber auch in Tunis — dem bekannten Stapelplatz der Wiener Advokaten und Landesgerichtsräte — sind die Dinge nicht so, wie sie sein sollten:

Tagsüber herrschte heute trübes Wetter, was die Annehmlichkeit der Exkursion einigermaßen beeinträchtigte.

Es ist sehr ärgerlich, daß Sturm und trübes Wetter die Ausflüge oft sehr angenehm und lohnend gestalten diesmal enttäuscht haben. Am sichersten es aber doch zuhause, und man kann nicht rasch genug heimkehren.

→ nicht merkenswert,
L L
L (by fire, wie auf die
Dinner & Frühstück)
L Wiener

— nicht gut!

Die Fahrt von Triest war mit einer Unterbrechung in Selztal, wo das Frühstück genommen wurde, in einem Zuge zurückgelegt worden. Auch das Abendbrot war von den Reisenden am Vortage im Zuge genommen worden.

Jedenfalls auch in einem Zuge. Von Triest nach Wien fährt man sonst umständlich und in Etappen. Die Akademiker waren aber besonders vom Glück begünstigt.

L über

Die Fahrt verlief ohne Zwischenfall.

Die Teilnehmer kamen wohlbehalten in Wien an. Das erste, was sie taten, war, daß sie sich an die Reise erinnerten. Diese hat manches wissenschaftliche Resultat zeitigt.

N
L Man dankt mir, a) r
L die die
L die die
L die die
L die die

Auch über den Empfang beim Konsul v. Schmidt in La Valette waren alle Teilnehmer aufs angenehmste überrascht gewesen.

Auf dem Westbahnhof standen natürlich die Angehörigen, die natürlich Jubelrufe ausstießen. Sie konnten aber offenbar nicht gleich zukommen. Nämlich:

L über

Den ersten Willkomm für die Ankommenden boten die Damen vom Komitee des Blumentages, die in größerer Zahl in der Halle des Westbahnhofes erschienen waren. Als bald hatten die Rückkehrenden der Wohltätigkeit ihr Schärfflein entrichtet.

L über

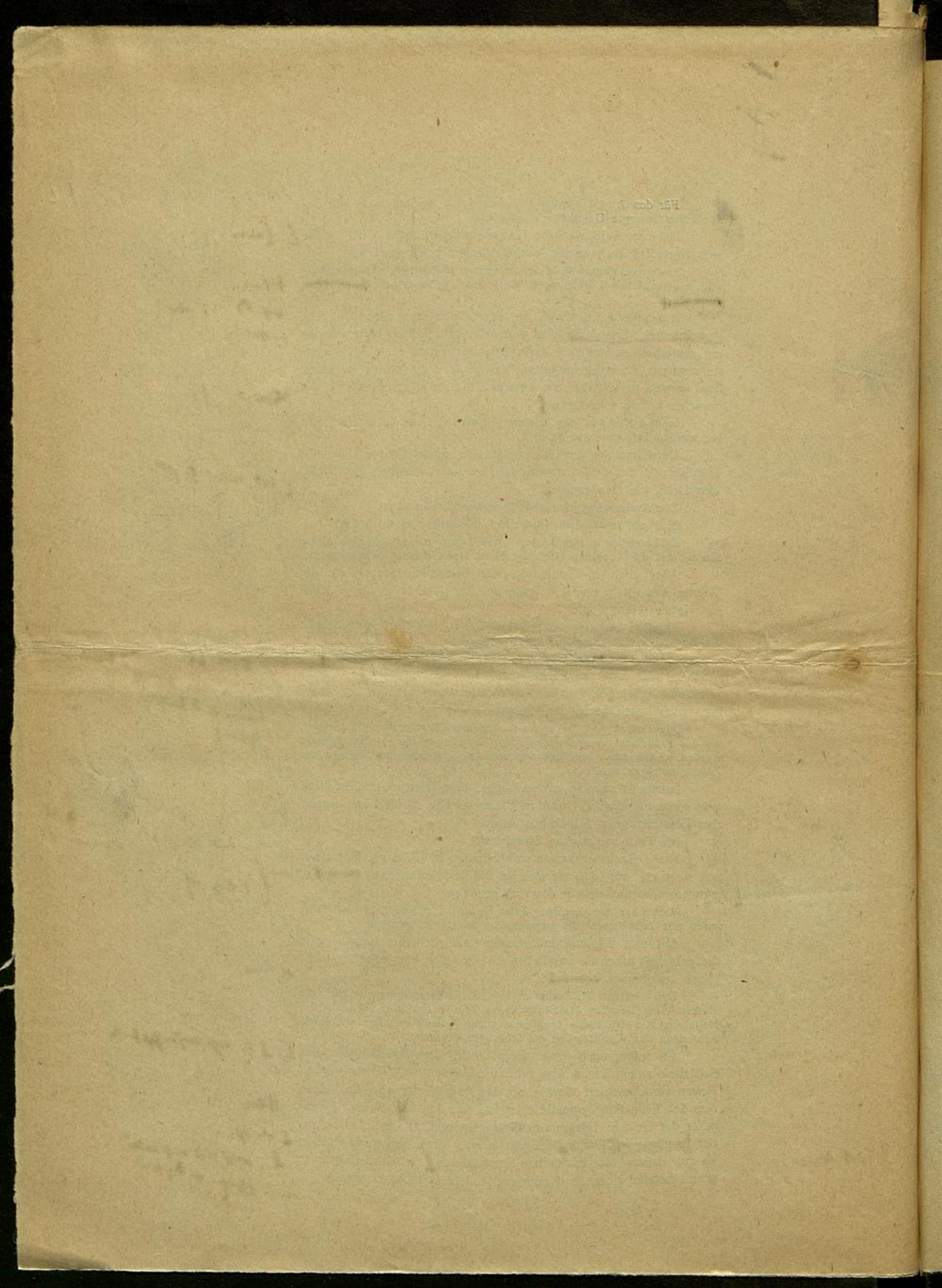
Es gäbe noch eine Möglichkeit, der Wohltätigkeit das Schärfflein zu entrichten. Man führe die Unsummen, die von solchen Reisen verpedeschert werden, an das Rote Kreuz ab oder, wenn dies der Redaktion sympathischer ist, an die Bf. Brith, jeweils unter der Devise: Telegrammablösungsspende für eine Schilderung der Landung in Syrakus! Es geht ja auch ohne Bericht arg genug zu auf diesen österreichischen Spritzfahrten und den Delphinen graust bereits. Aber der Kontinent braucht es nicht zu wissen.

L die die
L die die
L die die

Hen

L die die
L die die
L die die
L die die

V Triest, desina,



Nordau ist für die Ehe

← Denn

Mit einer nicht allzu weiten, nicht allzu bequemen Ausgangspforte aus Gefühls- und Temperamentsirrtümern, mit einem Ventil für gefährliche Leidenschaftshochspannungen ist sie ein so vollkommenes Gebilde, wie Menschen es irgend schaffen können.

Herstellt! Sind die Gefühls- und Temperamentsirrtümer jene, die man vor der Ehe oder jene, die man durch die Ehe begeht? Ist die Ausgangspforte die Ehe oder der Ehebruch? Werden die gefährlichen Leidenschaftshochspannungen durch die Ehe applaniert oder bewirkt? Ist das Ventil der Liebhaber oder jener, der einheiratet? Nordau meint natürlich, daß die Ehe selbst schon jeden Ehebruch überflüssig mache.

Aber freilich: befriedigend kann die Einrichtung nur arbeiten, wenn ihr Grundkapital Liebe und ihr Funktionsgesetz die volle moralische und rechtliche Gleichheit beider Gatten ist.

So denken sie alle, die isr. Freidenk. Das Grundkapital ist die Liebe. Aber deren Zinsen berühren sie nicht, sondern leben von der Mitgift. Warum erlauben es die Gesetze nicht, diesen Ehephilosophen im lokalen Teil mit der letzten Seite der Neuen Freien Presse das Gesicht auszuwischen?

Die süße Welt hinten

eigenschaften, Eheaffären! Ver-
pflichtungen! Allerorten! Streng
diskret! 32662-0

Süß ist dein Mund — hoffe,
mich bald hievon zu überzeugen.
Herzinnigst.

Herausgeber: Moriz Benedikt.
Für die Redaktion verantwortlich: Andreas Hemberger.
Druckerei der „Neuen Freien Presse“: Carl Herrmann.

Papier: Guggenbacher Papierfabrik.

19/4

Handwritten Cyrillic text, likely a list or fragments of words. Some legible characters include "л", "а", "и", "е", "к", "у", "о", "н", "с", "р", "д", "ж", "з", "ш", "щ", "ч", "ц", "х", "ф", "ы", "я", "ь", "з", "д", "ж", "з", "ш", "щ", "ч", "ц", "х", "ф", "ы", "я", "ь".

Handwritten Cyrillic text, possibly a list or fragments of words. Some legible characters include "л", "а", "и", "е", "к", "у", "о", "н", "с", "р", "д", "ж", "з", "ш", "щ", "ч", "ц", "х", "ф", "ы", "я", "ь", "з", "д", "ж", "з", "ш", "щ", "ч", "ц", "х", "ф", "ы", "я", "ь".

Nordau ist für die Ehe

Denn

Mit einer nicht allzu weiten, nicht allzu bequemen Ausgangspforte aus Gefühls- und Temperamentsirrtümern, mit einem Ventil für gefährliche Leidenschaftshochspannungen ist sie ein so vollkommenes Gebilde, wie Menschen es irgend schaffen können.

Herstellt! Sind die Gefühls- und Temperamentsirrtümer jene, die man vor der Ehe oder jene, die man durch die Ehe begeht? Ist die Ausgangspforte die Ehe oder der Ehebruch? Werden die gefährlichen Leidenschaftshochspannungen durch die Ehe applaniert oder bewirkt? Ist das Ventil der Liebhaber oder jener, der einheiratet? Nordau meint natürlich, daß die Ehe selbst schon jeden Ehebruch überflüssig mache.

Aber freilich: befriedigend kann die Einrichtung nur arbeiten, wenn ihr Grundkapital Liebe und ihr Funktionsgesetz die volle moralische und rechtliche Gleichheit beider Gatten ist.

So denken sie alle, die isr. Freidenk. Das Grundkapital ist die Liebe. Aber deren Zinsen berühren sie nicht, sondern leben von der Mitgift. Warum erlauben es die Gesetze nicht, diesen Ehephilosophen im lokalen Teil mit der letzten Seite der Neuen Freien Presse das Gesicht auszuwischen?

Die süße Welt hinten

eigenschaften, Eheaffären! Ver-
pflichtungen! Allerorten! Streng
diskret! 32662-0

Süß ist dein Mund — hoffe,
mich bald hievon zu überzeugen.
Herzinnigst.

Herausgeber: Moriz Benedikt.

Für die Redaktion verantwortlich: Andreas Hemberger.

Druckerei der „Neuen Freien Presse“: Carl Herrmann.

Papier: Guggenbacher Papierfabrik.

21/4

THE STATE OF NEW YORK

In SENATE,
January 15, 1904.

REPORT OF THE

COMMISSIONERS OF THE LAND OFFICE
FOR THE YEAR 1903

ALBANY:

Worauf man bestimmt rechnet

Herr Geiger nimmt nunmehr wieder seine Tätigkeit in dem Bankinstitut auf, die durch diesen traurigen Fall unterbrochen wurde; er erhielt von der Anstalt auch während seiner Untersuchungshaft ununterbrochen seinen Gehalt zugesendet.

Ausführlicher lautet die Personalnachricht:

Wie wir erfahren, ist die Ehe tragödie Geiger, die im Februar dieses Jahres besonders in Wiener Gesellschaftskreisen ungeheures Aufsehen erregte, auf ebenso interessante als überraschende Weise zum Abschluß gebracht worden. Leo Geiger, Oberbeamter des Wiener Bankvereins, hatte am 4. Februar seine Gattin, eine stadtbekannt Schönheits, in der Wohnung seiner Schwiegermutter durch einen Revolverschuß niedergestreckt und sich dann selbst durch zwei Schüsse in die linke Brustseite zu töten versucht. Der unmittelbare Grund zur Tat war Untreue der Frau. Frau Geiger verschied, aber Leo Geiger konnte am Leben erhalten werden. Er wurde dem Landesgerichte eingeliefert, und es wurde gegen ihn die Untersuchung wegen Verbrechens des Mordes geführt. Die von Professor Dr. Raimann und dem Gerichtsarzt Dr. Groß vorgenommene Untersuchung ergab jedoch, daß er sich zur Zeit der Tat in vorübergehender Sinnesverwirrung befunden habe, so daß die Untersuchung mangels eines jeden weiteren Grundes zur Verfolgung eingestellt wurde. Sonntag wurde Geiger enthaftet. Damit findet der tragische Fall seinen Abschluß. Geiger ist nicht etwa geisteskrank, so daß zu seiner Anhaltung in einer Anstalt kein Grund vorhanden ist. Wie er mitteilt, hat er vom ersten Tage seiner Verhaftung an seinen Gehalt von der Bank weiter erhalten, wo man auf seine Rehabilitation bestimmt gerechnet habe. Er erklärt, daß er nach einem längeren Erholungsurlaub, den sein noch immer leidender Zustand erheischt, wieder auf seinen Posten im Bankverein zurückkehren werde.

Worauf man im Bankverein rechnet! Und was in dieser lieben Wiener Gesellschaft, deren Tragödien als Friseurgespräch enden, als »Rehabilitation« aufgefaßt wird. Und wie zart die Erinnerung die Scheidungsklage einer Frau, die lange vor dem Schuß die Wohnung des Gatten verlassen hatte, als Untreue bezeichnet. Und wie nett die Justiz sein kann, wenn die Psychiatrie lieb ist. Da glaubt man immer nur, die beiden seien imstande, einen jungen Mann, der das Geld seines Vaters für seine Geliebte ausgibt, für dauernd irrsinnig zu erklären. Wenn er sie ~~mit~~ erschießt, kann ihm das nicht passieren, denn Gerechtigkeit und Wissenschaft ziehen aus dem Umstand, daß er nachher nicht geisteskrank ist, den Schluß, er sei während der Tat unzurechnungsfähig gewesen. Sieht man von der publizistischen Widerlichkeit ab, mit der die Sippe durch Hervorhebung der geistigen Integrität hier und der finanziellen Noblesse dort noch eine Karriere vorbereiten, so wäre gewiß gegen den guten Glauben der Ärzte und Richter kein böser Zweifel vorzubringen. Jenseits eines Standpunktes, von dem aus man auch den vorübergehend sinnesverwirrten Exekutor an einer schönen Frau aus dem Bereich sozialer Ehren entfernt sehen möchte, soll die Zurückhaltung der Staatsgewalt in Fällen, wo sie den Täter durch die Tat hinreichend gestraft glaubt, nicht getadelt werden. Aber in Wiener-Neustadt soll ein Student hingerichtet werden, von dem seine Geliebte — in einem Abschiedsbrief — den Tod verlangt und erhalten hatte und den das Entsetzen zur Selbstanzeige trieb statt zum Selbstmord. Ich lerne den Fall erst aus der Darstellung eines unberufenen Justizkritikers kennen, der sich — nach »Sittlichkeit und Kriminalität« — auch für den ersten zu halten scheint und ganz im Sinne der Justizmoral und jener Berichterstattung, die keine Justizkritik übt, die »vielerlei Liebesaffären« des Mädchens erwähnt. »Man muß das« — schaltet er ein — »bei allem Takt gegen eine Tote feststellen.« Diesen unwiderstehlichen Zwang, den die taktvollen Angehörigen der Demokratie mit den rücksichtslosen Vertretern der Sexualmoral teilen, lasse ich bekanntlich in keinem Fall gelten. Auch sehe ich es nicht gern, wenn entlassene Theaterdirektoren anstatt Theaterkritik gleich Justizkritik treiben. Aber wer würde ein Unrecht vermehren wollen, weil er den Verteidiger ablehnt? Der Verurteilte ist nur Student, nicht Bankbeamter. Demnach sollte der Fall nicht durch die Hinrichtung, sondern auf jene Weise zum Abschluß kommen, die die Presse interessant findet. Wenn die Intellektuellen vom Kampf für den Professor Bernhardt nicht zu sehr abstrapaziert sind, sollten sie sich zu einer Petition zusammenschließen. Es ist viel wichtiger den einen Studenten als zehn Stücke freizubekommen. Damit es einmal heißen könne, er besuche nunmehr wieder die Universität, wo man auf seine Rehabilitation bestimmt gerechnet hatte.

Handwritten scribble

"/
/a
/u

in
Hrauf

H ~~aber~~ mußte ~~H~~
H sein

Handwritten scribble

↳ blyp

↳ hab jede
↳ di
↳ in 7
↳ ist (unbekannt)
↳ mlyp
↳ blyp

L. N. T. d.

↳ mlyp

H mit

↳ *Handwritten notes*

H b

Die Glosse, die im letzten Heft das ekelhafte Behagen der Justiz und der Presse an den Zeichenkünsten eines Geschworbenen skizzierte, war noch nicht erschienen, als ihr die übertreibende Realität ein Pendant zutrieb:

HN

~~Vor kurzem brachten wir die~~ Meldung von einer Ehrengabe, die die Geschwornen des Prozesses Sagmüller dem Vorsitzenden der Verhandlung, Landesgerichtsrat Dr. Altmann gewidmet haben. ... Während der langen Dauer des Prozesses hatte der Vorsitzende Landesgerichtsrat Dr. Altmann durch seine stramme und zugleich ruhig gelassene Führung der Verhandlung sich die Sympathien der Geschwornen erworben. ... Bildhauer Zelezny war nicht nur einer der aufmerksamsten Geschwornen des Sagmüller-Prozesses, er nahm auch Gelegenheit, hiebei seine Zeichen- und Modellierkunst zu betätigen. Vor allem interessierte ihn der scharfumsichtige Charakterkopf des Vorsitzenden, Landesgerichtsrates Dr. Altmann, den er während der Verhandlung wiederholt skizzierte. ... Zelezny schuf eine wohlgelungene Porträtbüste, und man konnte sie in dem Bureau des Vorsitzenden bewundern, wo das Werk zunächst bis zur formellen Überreichung verblieb. Bemerkenswert ist ein Skizzenbuch, das der Künstler anfertigte und das die interessantesten Momente der Verhandlung sowie ihre frappantesten Köpfe festhielt. Man sieht in diesem Skizzenbuch den Vorsitzenden, die Votanten, den Staatsanwalt und die meisten Verteidiger, letztere mit den charakteristischen Bewegungen, die ihre Plaidoyers begleiteten. ... Man findet darin einzelne charakteristische Köpfe von der Journalistenbank und aus dem Publikum, und endlich auch die Gestalten der Sträflinge bei der Hausarbeit, wie sie vom Fenster des Geschwornenzimmers wahrzunehmen waren.

{ M

Das findet man in Wien heiter. Hier hatte die Detailkanaille jeden porträtierten Zeugen besonders agnosziert: den Aristokraten, der; das Mädchen, das; den Gymnasiasten, der; den polnischen Studenten, der; und schließlich auch, last not least, nicht zu vergessen den beleibten jovialen Hausherrn, der lachend von seinem Hereinfall erzählte. Nichts vermöchte die Distanz zwischen diesen beiden durch eine Tagereise getrennten Städte — der Schnellzug lügt — besser zu bezeichnen als der Unterschied ~~zweier drammer Verhandlungsleiter~~. In Berlin faßt man die Justiz als eine Institution auf, die zum Rechtsprechen da ist. Sie mag fehlgehen, aber sie bleibt auf ihrem Terrain. In Wien wird durch schöne Künste von der Ungerechtigkeit abgelenkt. In Wien stellt man Goldfischerln ins Pissoir. Der Fremde, der noch nicht weiß, was ein Gspaß ist, erfährt zu seinem Erstaunen, daß es dasselbe ist, was in Berlin großer Unfug heißt. Wien ist eben künstlerischer. Das heißt: in dieser Stadt wird im Gerichtssaal gezeichnet, und der Künstler soll sich aufhängen.

Aus Berlin, 27. d., wird uns telegraphiert: Die heutige Verhandlung im Spielerprozeß Stallmann begann mit einem heiteren Zwischenfall.

Dem Vorsitzenden wurde nach Eröffnung der Sitzung gemeldet, daß im Zuschauerraum ein Mann zeichne. Der Vorsitzende erklärte darauf: Es ist unerhört, was einem hier in einer ernstesten Gerichtssitzung alles zugemutet wird. Gestern war ein Mann bei mir, der die ganze Verhandlung kinematographisch aufnehmen wollte, und heute sitzt einer im Zuschauerraum und zeichnet die Prozeßbeteiligten ab. Solche Sachen sind völlig unzulässig. Ich fordere den Betreffenden auf, sofort den Zuschauerraum zu verlassen.

Der betreffende Mann packte darauf, anscheinend eine Konfiskation seiner Zeichnungen befürchtend, schleunigst sein Material zusammen und verließ fluchtartig den Gerichtssaal.

3 richtig!

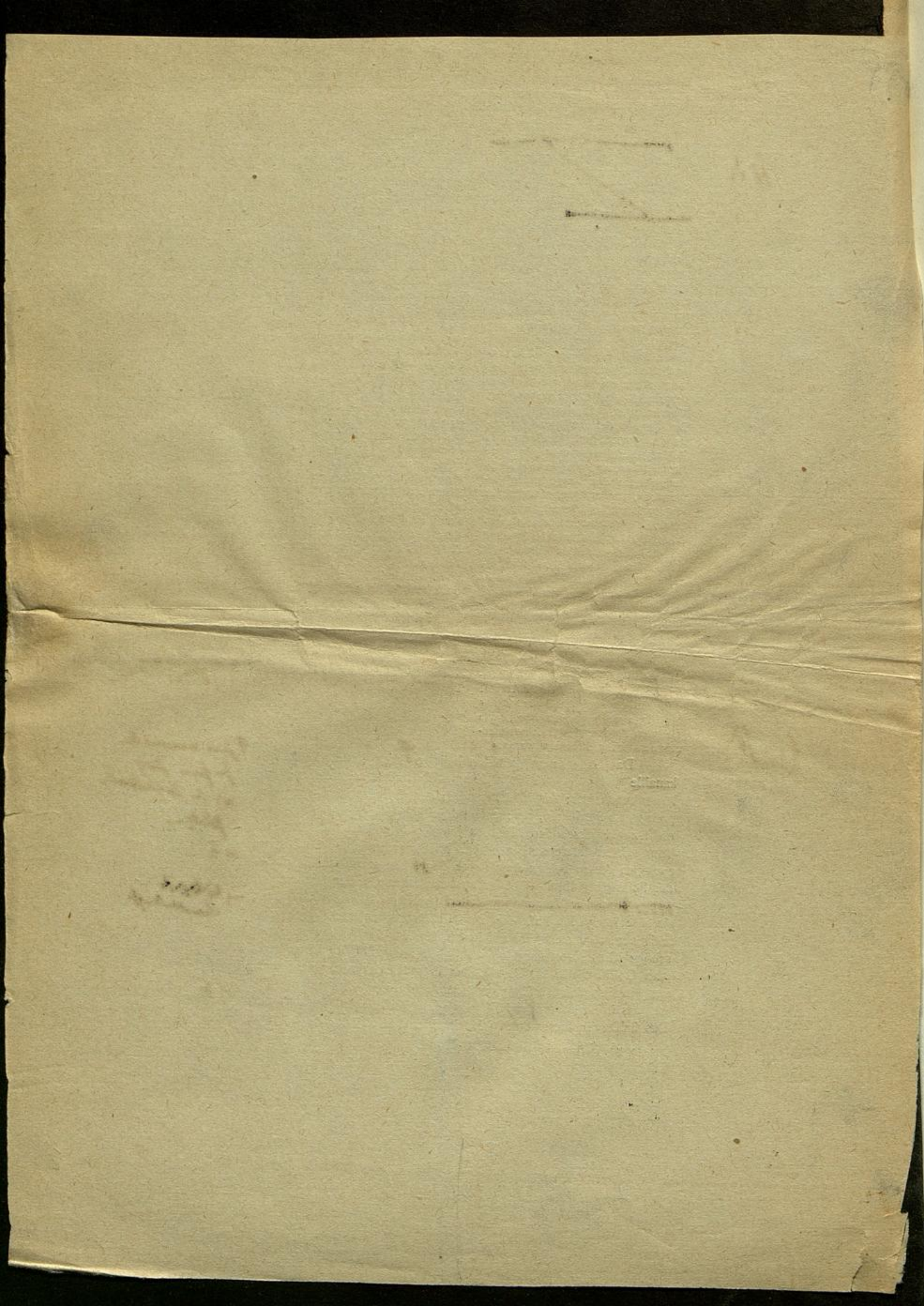
Hier nimmt die Justiz Stellung auf der Reichsbankplatz.

H 3

→ ~~Handchrift~~ Handchrift.

16





Die Duplizität der Fälle

(Der Streit zwischen der Witwe und der Tochter Tolstois)

und

(Der Prozeß der Brüder Trebitsch)

Ein ausgesprochener Erfolg, der zu Weiterem ermutigt

Beim Betreten der Garderoben soll nach meiner letzten Vorlesung ein erschütterter Hörer gesagt haben: »Froh wär er doch, wenn er für die Presse schreiben könnt.« Da ich die Absicht habe, den Anschauungsunterricht einzuführen und die Produkte von Einheiraten in den ausgeprägtesten Formen zu demonstrieren (mit phonetischen Proben, Nasenmessungen und der Untersuchung, ob der Betreffende schon hübsch verdient), so wird jener Hörer, der sicher auch der nächsten Vorlesung beiwohnt, ersucht, gleich zu Beginn auf das Podium zu kommen.

1/2
 + ~~Kunde~~ T 1/2
 Freie
 H 1/2

Die Duplizität der Fälle

(Der Streit zwischen der Witwe und der Tochter Tolstois.)

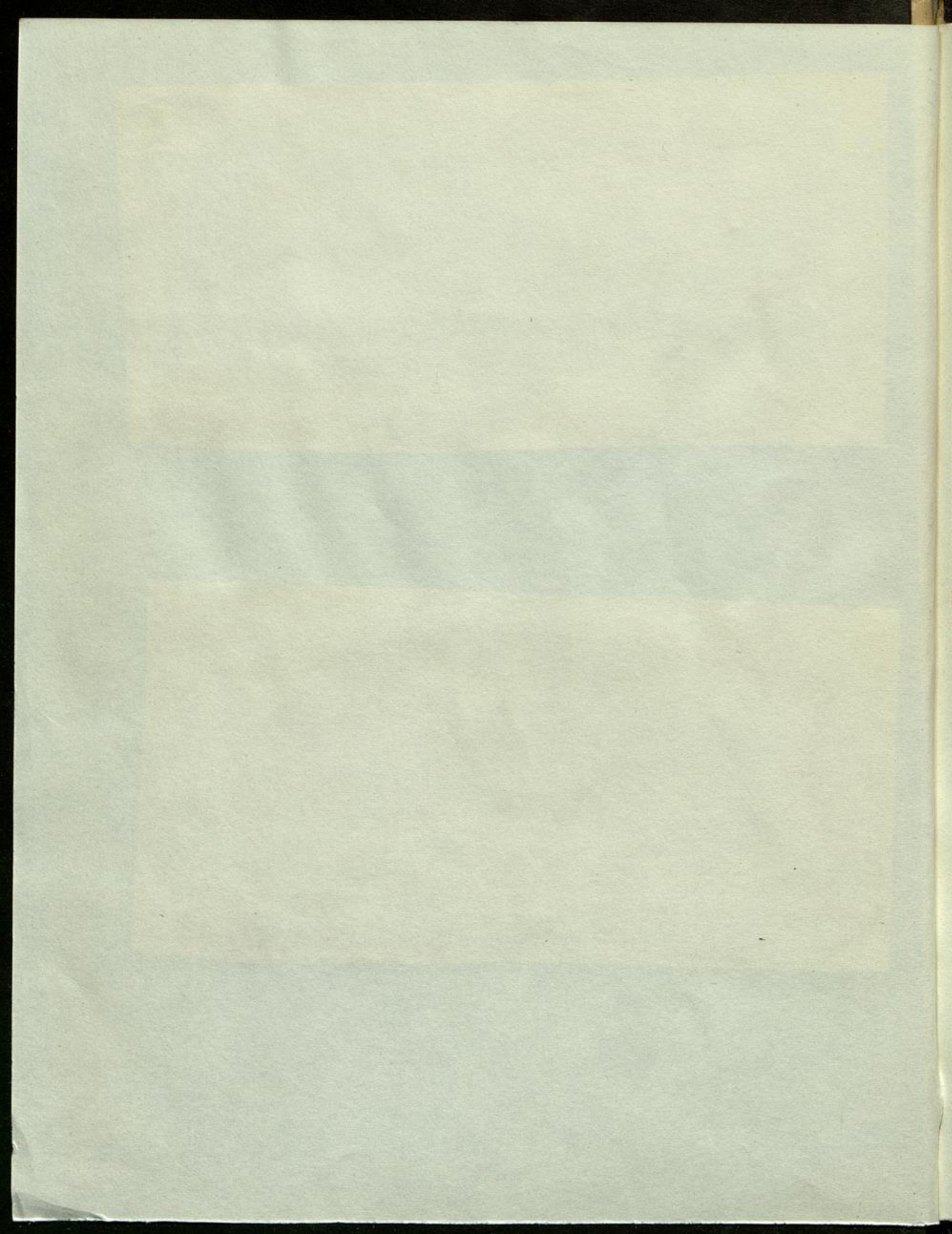
und

(Der Prozeß der Brüder Trebitsch.)

Ein ausgesprochener Erfolg, der zu Weiterem ermutigt

Beim Betreten der Garderobe soll nach meiner letzten Vorlesung ein erschütterter Hörer gesagt haben: »Froh wär er doch, wenn er für die Freie Press schreiben könnt.« Da ich die Absicht habe, den Anschauungsunterricht einzuführen und die Produkte von Einheiraten in den ausgeprägtesten Formen zu demonstrieren (mit phonetischen Proben, Nasenmessungen und der Untersuchung, ob der Betreffende schon hübsch verdient), so wird jener Hörer, der sicher auch der nächsten Vorlesung beiwohnt, ersucht, gleich zu Beginn auf das Podium zu kommen.

+ gabungspunkte



Das tut man nicht

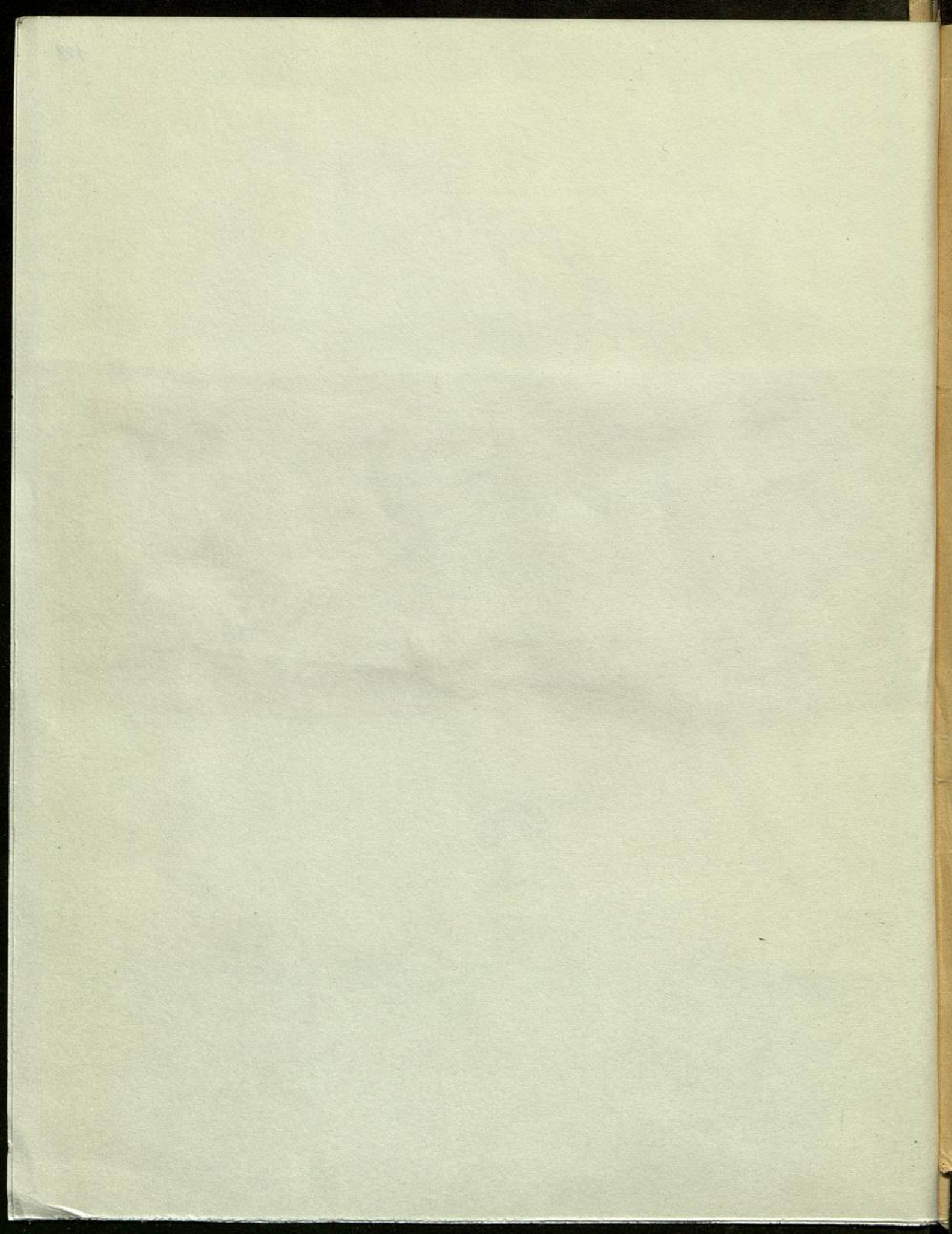
... In der Verhandlung gab die Zeugin unter Tränen an, daß sie ihr ganzes Leben hindurch eine brave Frau gewesen und erst durch die Vorspiegelungen der Angeklagten gestrauchelt und für ihr ganzes Leben unglücklich geworden sei. — Richter: So ganz korrekt haben Sie sich auch nicht benommen. Nach der ersten Bekanntschaft gibt man sich einem Manne nicht hin. — Die Zeugin schilderte nun den Verführer als einen schönen, schwarzen Mann mit bleicher Gesichtsfarbe und Perlenzähnen. ...

Immerhin, so benimmt man sich nicht.

Die Kunst

[Ein interessantes Gemälde.] Ja, so ist das richtige Kaffeehaus, sagte Erzherzog Karl Franz Josef, als er anlässlich der Eröffnung der Jahresausstellung des Künstlerhauses das ausgestellte Triptichongemälde Johann Nepomuk Gellers, darstellend das Café Siller auf dem Ferdinandsplatz, besichtigte. Der Erzherzog äußerte sich überdies mit schmeichelhaften Worten der Anerkennung über den Kunstwert des Bildes sowohl als auch über den volkstümlichen Gegenstand desselben, das bekannte Café Siller, 1. Bezirk (vis-à-vis der Ferdinandsbrücke). Der Ruf dieses erstklassigen Cafés ist weit über die heimischen Grenzen gedungen. Es war eine gute Idee des Malers, gerade dieses mustergültige Café in Farben auf der Leinwand festzuhalten und das jedem Beschauer anheimelnde Gemälde der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben.





Jean Paul und die Nachwelt

Börnes ~~Fotemedy~~, 1825:

H Profpzigung im Todestage

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben, die darbedenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Netel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde, und Glauben, und heiteren Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erlöschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie alle, die ihm untertan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröten macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die anderen, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirtliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks, in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde waltet, und der heiße beißende Wirt mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würt. — — —

12

/---

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackeren Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Kampanertale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet als Jean Paul es getan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet wie er.

1,

1, *solche sp... (nicht voll)*

Zum 150. Geburtstage, 1913:

[Jean Paul im Etablissement »Gartenbau«.] Der Lachregent im gegenwärtigen Programm des Etablissements Gartenbau ist Jean Paul. Das neueste Couplet Jean Pauls »Alles wegen mir!« übt eine geradezu explosive Lachwirkung aus. Das ausgezeichnete April-Programm des Gartenbau-Varietés enthält übrigens noch drei erstklassige Clous: Emil Varady, der brillante Gesangs- und Tanzkomiker, die »Kleine Rosa« vom Carl-Theater, und die amerikanischen Exzentriktänzer und Saxophonbläser Crawford and Johnson.

Jean Paul und die Nachwelt

— my dear brother Jean Pauls,

Börnens Prophezeiung im Todesjahr 1825:

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben, die darbenenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde, und Glauben, und heiteren Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erlöschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie alle, die ihm untertan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröten macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die anderen, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirtliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks, in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde waltet, und der heiße heißende Wirt mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt. — — —

— — — So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackeren Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Kampanertale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es getan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

Zum 150. Geburtstage, 1913:

[Jean Paul im Etablissement »Gartenbau.«] Der Lachregent im gegenwärtigen Programm des Etablissements Gartenbau ist Jean Paul. Das neueste Couplet Jean Pauls »Alles wegen mir!« übt eine geradezu explosive Lachwirkung aus. Das ausgezeichnete April-Programm des Gartenbau-Varietés enthält übrigens noch drei erstklassige Clous: Emil Varady, der brillante Gesangs- und Tanzkomiker, die »Kleine Rosa« vom Carl-Theater und die amerikanischen Exzentriktänzer und Saxophonbläser Crawford and Johnson.

Schükri Pascha ergibt sich den Reportern

Sie kamen ihn zu fragen, ob er sich den Bulgaren oder den Serben ergeben habe. Er ergab sich ihnen. Zwölf Vertreter der bedeutendsten ausländischen Blätter über einen Helden von Adrianopel! Feiges Gesindel! Und er spie sie nicht an, er begrüßt die Eintretenden mit herzlichem Händedruck

1 km 17
H.K.

Am Kleiderrechen hängt sein einfacher Säbel, in der Ecke steht eine Etagere, beladen mit Zeitungen.

So gehört sichs.

Sofort beginnt ein Kreuzfragen der Erschienenen.

— spnd!
— richtig!

Ja, es ist ein Kreuz, so ein Fragen, und der Halbmond antwortet

Nur bei Fragen militärischen Charakters wird er nachdenklich und bittet schließlich schweigen zu dürfen.

Sie scheinen Gnade zu üben und es zu genießen.

11 H. m. w. j. r.

»Es ist traurig, daß ich als Gefangener die Vertreter der ausländischen Presse empfangen muß«, begann Schükri Pascha. »Ich bin bereit, den Herren Aufklärungen zu geben.«

Es ist nicht nur traurig, es ist die schmachvollste Verschärfung der Gefangenschaft. Der Feind gibt dem Gefangenen den Säbel zurück, aber der Vertreter des Blattes setzt ihm den Revolver auf die Brust. Daß man als Held von Adrianopel mit solchen Leuten verkehren muß, ist sicher die tiefste Demütigung.

16 ip zu helfen franz.
1 in H. p. T. h. m. d. m. k. m. d. s.

Frage: »Ergaben sich Exzellenz den Bulgaren oder den Serben?«

— 1/2

Anstatt mit Kusch zu antworten, gibt er Details.

Frage: »Es hieß hier, daß Exzellenz auf das Ersuchen Marcholews, den Säbel abzugeben, erwiderten, daß Sie keinen Säbel tragen!«

12

Antwort: »Ich trug auch keinen Säbel, immer nur den Revolver, der bessere Dienste als der Säbel leisten kann.«

Das ist gewiß nicht wahr und offenbar nur ein ironisches Kompliment an die Adresse der Besucher. Aber die Bagage fühlt sich nicht einmal beleidigt, als er von den gemeinen Lügen einer Zeitung spricht, die behauptet hatte, daß er mit seinen Offizieren zerfallen sei. Er hätte während der Belagerung Adrianopels Berichtigungen abfassen sollen, unterließ es aber. Er begnügt sich jetzt mit der Versicherung, daß er und seine Soldaten immer fest zusammengehalten haben. Das genügt der Bagage natürlich nicht.

— helfen
— aber

Frage: »Womit erklären Exzellenz den raschen Fall nach Beginn des Sturmes? Ist es wahr, daß Exzellenz sich äußerten, gegen solche Belagerer könne niemand standhalten?«

Anstatt einen nassen Fetzen zu ergreifen oder einen Zündstein oder wenigstens den Abortbesen, begnügt er sich abzuwehren

1 minn. m. w. j. r. 1/2 1/2 1.

In großer Bewegung sagte Schükri Pascha: »Bitte, lassen Sie mich schweigen!«

12

Das Gezücht läßt ihn aber nicht schweigen, sondern will noch wissen, ob er gewußt habe,

daß in Kirkkilisse, Baba Eski, Bunar Hissar und Lüle Burgas die türkische Armee geschlagen war. Waren Exzellenz immer mit Konstantinopel in Verbindung?

12

Da hört sich denn doch alles auf. Schükri Pascha aber antwortet.

— 1/2

Antwort: »Gewiß, aber oft war der Apparat so schwach, daß tagelang der Verkehr abgeschnitten war«

— nicht spnd!

Natürlich, denn der Apparat wurde für die Herbstzeitlosen gebraucht, als Herr Zifferer vor Adrianopel stand. Dieser hatte

5/1/4

einen Auftrag zu vollziehen, der wohl etwas wichtiger war als die Verteidigung Adrianopels. Man wird es für eine Erfindung halten, dagegen ist die Realität heute machtlos. ~~Nein, es ist keine Erfindung.~~ Herr Benedikt hatte ~~ihn~~ despatchiert. Sendet farbigen Bericht. Und Zifferer sandte farbigen Bericht. Einen Bericht, gegen dessen Farbe das um Adrianopel vergossene Blut ein Tineff war. (Tineff ist der bulgarische Ausdruck für Lappalie.) Der Apparat war überlastet, die in Adrianopel konnten nichts von denen in Konstantinopel erfahren und ~~vice versa~~, weil die in Wien alles erfahren mußten. ~~Der~~ Weiter erzählt Schükri Pascha »seufzend«. Pestilenz und Hungersnot sind böse Erinnerungen, aber darüber noch den Vertretern der Presse Auskunft geben zu müssen, ist grausam. Schükri Pascha erklärt freilich, »daß für die Ausländer und die Christen gesorgt war und nur die Muselmanen zu furchtbaren Entbehrungen verdammt waren.« Das genügt aber diesen Christen und Ausländern nicht, sie wollen noch Details.

H: H J 17
 («

H 25 / 2

Die Frechheit versteigt sich zu der Frage: »Ist es wahr, daß Exzellenz zuletzt an Ihre Soldaten verzweifelte?«

| zw
 (m d nun?)

Anstatt nun endlich den Säbel vom Kleiderrechen zu nehmen, versichert dieser allgeruldigste Mohamedaner, daß er nie etwas derartiges gesagt habe.

Was dürfte ich Soldaten sagen, welche monatelang kaum ein Drittel der gewöhnlichen Brotration genossen? Der Hunger hat uns in erster Linie besiegt.

| "
 H J 1/5

Und in dieser Zeit wurden vor Adrianopel ~~ein paar~~ Tausend für farbige Depeschen ausgegeben! Das Gesindel läßt aber den alten Mann noch nicht in Ruhe, sondern will noch wissen, warum er den Auftrag gegeben hat, die Brücke zu zerstören und die Pferde niederzuschießen. Der Bursche, der die Antworten für die Neue Freie Presse abzulegen hat, schließt endlich mit den Worten:

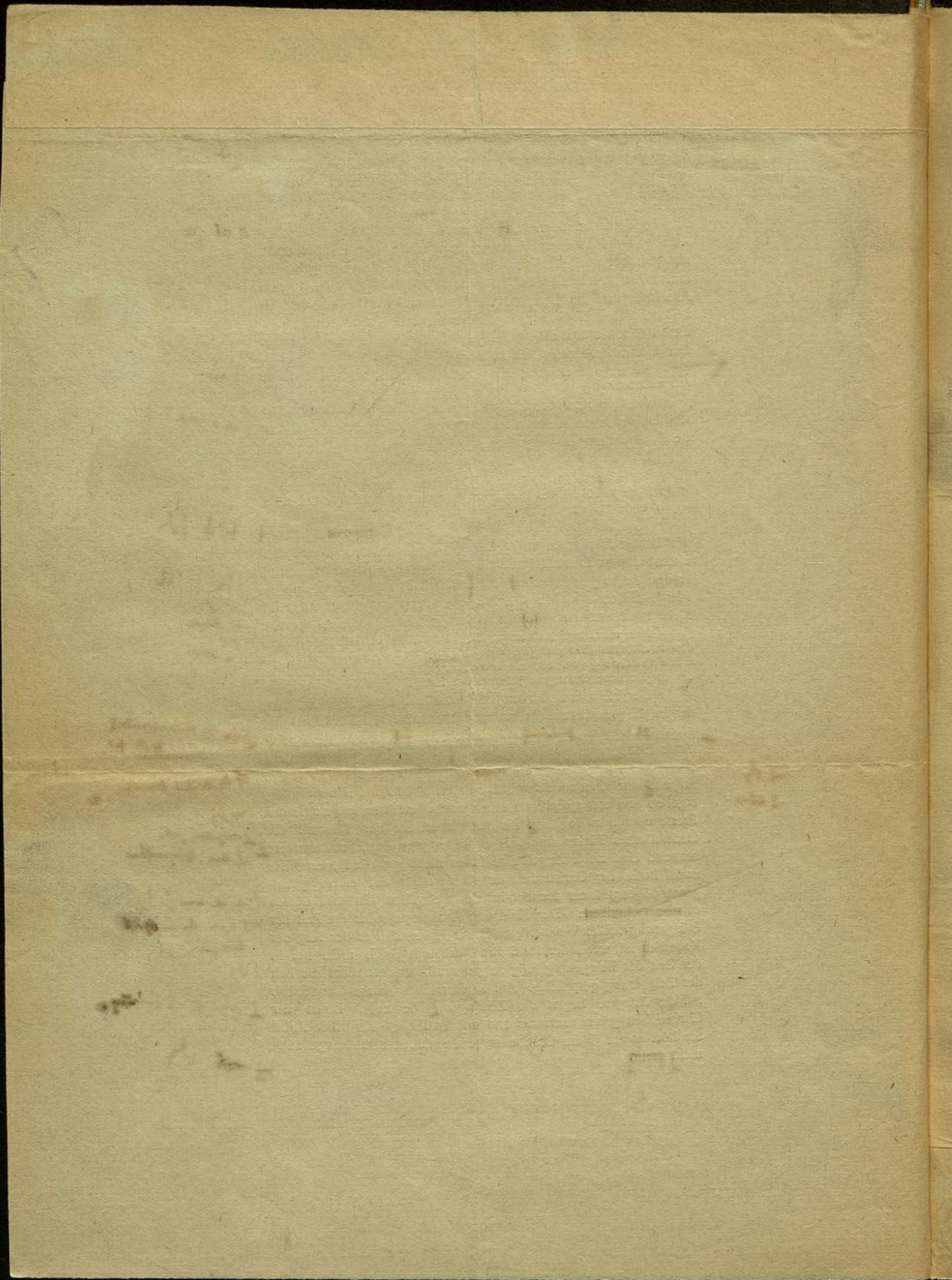
| kn | a
 H fern
 - sp!

Wir merkten, daß unser liebenswürdiger Erzähler unter den furchtbaren Erinnerungen, die er bisher verborgen hatte, litt. Es wäre taktlos gewesen, mehr zu fragen. Freundlich lächelnd bot der unglückliche Gefangene jedem seine Hand.

Der Held von Adrianopel ist ein liebenswürdiger Erzähler, der im Gegensatz zu den andern liebenswürdigen Erzählern, die gelobt ~~zu~~ werden ~~pflegen~~, etwas erlebt hat. ~~Er~~ hatte die furchtbaren Erinnerungen bisher verborgen, was er also jetzt liefert, ist ein Originalbericht. Es wäre ~~in der~~ taktlos gewesen, mehr zu fragen. So ~~weiß~~ war alles noch korrekt. Schükri Pascha hat sich freiwillig ergeben und erst spätere Besucher werden erfahren, ob/zuerst der Presse oder dem Tagblatt. Bis dahin aber hat der Himmel die Geduld eines Türken und die Blitze zögern dort, wo man sie braucht. Und zwölf Ziegelsteine fallen nicht vom Dach, wenn die zwölf Boten der Christenheit ihr Kreuzverhör mit einem gefangenen Mohamedaner beendet haben. Sie gehen hin und dürfen es niederschreiben: »Der Held von Adrianopel über die Zeit der Belagerung«. Welch ein infernalischer Hohn, daß es der Sieg der Kanaille ist, wenn der Held von Adrianopel sich nicht nur in der Zeit der Belagerung tätig zeigen muß, sondern über die Zeit der Belagerung gesprächig. Am Kleiderrechen hängt der Säbel, auf der Etagere liegen die Zeitungen. Die zwölf Boten der Christenheit gehen nachhaus und melden ihr, wie der Islam stirbt. Sie hört es an. Mein Glaube ist, diese Christenheit taugt auch nicht ~~mehr~~.

↓ in der Liebeserzählung
 H D H,
 F. M. K. ...
 | ...
 | ...
 (m d nun?)
 → ...
 bringen
 | ...
 ↓ ...
 H ...

→ H
 ↓ ...



Schükri Pascha ergibt sich den Reportern

Sie kamen ihn zu fragen, ob er sich den Bulgaren oder den Serben ergeben habe. Er ergab sich ihnen. Zwölf Vertreter der bedeutendsten ausländischen Blätter über einen Helden von Adrianopel! Feiges Gesindel! Und er spie sie nicht an, er »begrüßte die Eintretenden mit herzlichem Händedruck«.

Am Kleiderrechen hängt sein einfacher Säbel, in der Ecke steht eine Etagere, beladen mit Zeitungen.

So gehört sichs.

Sofort beginnt ein Kreuzfragen der Erschienenen.

Ja, es ist ein Kreuz, ~~so ein~~ Fragen, und der Halbmond erliegt.

Nur bei Fragen militärischen Charakters wird er nachdenklich und bittet schließlich, schweigen zu dürfen.

~~Sie scheinen Gnade zu üben und es zu gewähren!~~

»Es ist traurig, daß ich als Gefangener die Vertreter der ausländischen Presse empfangen muß«, begann Schükri Pascha. »Ich bin bereit, den Herren Aufklärungen zu geben.«

Es ist nicht nur traurig, es ist die schmachvollste Verschärfung der Gefangenschaft. Es ist der letzte Gang. Der Feind gibt dem Gefangenen den Säbel zurück, aber der Vertreter des Blattes setzt ihm den Revolver auf die Brust. Daß man als Held von Adrianopel in diese Situation kommt, ist sicher die tiefste Demütigung.

Frage: »Ergaben sich Exzellenz den Bulgaren oder den Serben?« Anstatt mit Kusch zu antworten, gibt er Details.

Frage: »Es hieß hier, daß Exzellenz auf das Ersuchen Marcholews, den Säbel abzugeben, erwiderten, daß Sie keinen Säbel tragen?«

Antwort: »Ich trug auch keinen Säbel, immer nur den Revolver, der bessere Dienste als der Säbel leisten kann.«

Das ist gewiß nicht wahr und offenbar nur ein ironisches Kompliment an die Adresse der Besucher. Aber die Bagage fühlt sich nicht einmal beleidigt, als er von den gemeinen Lügen einer Zeitung spricht, die behauptet hatte, daß er mit seinen Offizieren zerfallen sei. Er hätte während der Belagerung Adrianopels Berichtigungen abfassen sollen, unterließ es aber. Er begnügt sich jetzt mit der Beteuerung, daß er und seine Soldaten immer fest zusammengehalten haben. Das genügt der Bagage aber nicht.

Frage: »Womit erklären Exzellenz den raschen Fall nach Beginn des Sturmes? Ist es wahr, daß Exzellenz sich äußerten, gegen solche Belagerer könne niemand standhalten?«

Anstatt nunmehr einen nassen Fetzen zu ergreifen / oder einen Zündstein, oder wenigstens den Abortbesen, begnügt er sich abzuwehren.

In großer Bewegung sagte Schükri Pascha: »Bitte, lassen Sie mich schweigen.«

Das Gezucht läßt ihn aber nicht schweigen, sondern will noch wissen, ob er gewußt habe, daß in Kirkkilisse, Baba Eski, Bunar Hissar und Lüle Burgas die türkische Armee geschlagen war? Waren Exzellenz immer mit Konstantinopel in Verbindung?

Da hört sich denn doch alles auf. / Schükri Pascha antwortet. Antwort: »Gewiß, aber oft war der Apparat so schwach, daß tagelang der Verkehr abgeschnitten war«

H ~~ist~~ ist / 6

H über es gibt keinen Protest.

1,

~~H~~ Huit

2/14

Natürlich, denn der Apparat wurde für die Herbstzeitlosen
 gebraucht, als Herr Zifferer vor Adrianopel stand. Dieser hatte
 einen Auftrag zu vollziehen, der wohl etwas wichtiger war als die
 Verteidigung Adrianopels. Man wird es für eine Erfindung
 halten/ ~~dagegen~~ ist die Realität heute machtlos: Herr ~~Herr~~ Benedikt hatte de-
 peschiert: »Sendet farbigen Bericht.« Und Zifferer sandte farbigen Bericht. Einen Bericht, gegen
 dessen Farbe das um Adrianopel vergossene Blut ein Tineff
 war. (Tineff ist der bulgarische Ausdruck für Lappalie.) Der
 Apparat war überlastet, die in Adrianopel konnten nichts von
 denen in Konstantinopel erfahren und vice versa, weil die in Wien
 alles erfahren mußten. Das Weitere erzählt Schükri Pascha
 »seufzend«. Pestilenz und Hungersnot sind böse Erinnerungen,
 aber darüber noch den Vertretern der Presse Auskunft geben zu
 müssen, ist grausam. Schükri Pascha erklärt ~~freilich~~ »daß für die
 Ausländer und die Christen gesorgt war und nur die Muselmanen
 zu furchtbaren Entbehrungen verdammt waren.« Das genügt aber
 diesen Christen und Ausländern nicht, sie wollen ~~noch~~ Details.
 Die Frechheit versteigt sich zu der

Frage: »Ist es wahr, daß Exzellenz zuletzt an Ihren Soldaten verzweifelte?«
 Anstatt nun endlich den Säbel vom Kleiderrechen zu
 nehmen, versichert dieser allgeduldigste Mohammedaner, daß er
 nie etwas derartiges gesagt habe.

77..
 /... 8

Was dürfte ich Soldaten sagen, welche monatelang kaum ein
 Drittel der gewöhnlichen Brotration genossen? Der Hunger hat uns in
 erster Linie besiegt!

Und in dieser Zeit wurden vor Adrianopel Tausende
 für farbige Depeschen ausgegeben! Das Gesindel läßt aber den
 alten Mann noch nicht in Ruhe, sondern will noch wissen, warum
 er den Auftrag gegeben hatte, die Ardabrücke zu zerstören und die
 Pferde niederzuschießen. Der Bursche, der die Antworten für die
 Neue Freie Presse abzufangen hat, schließt endlich/mit den Worten:

Wir merkten, daß unser liebenswürdiger Erzähler unter
 den furchtbaren Erinnerungen, die er bisher verborgen hatte, litt. Es
 wäre taktlos gewesen, mehr zu fragen. Freundlich lächelnd bot
 der unglückliche Gefangene jedem seine Hand.

Der Held von Adrianopel ist ein liebenswürdiger Erzähler,
 der im Gegensatz zu den andern liebenswürdigen Erzählern, die
 in der Literatur ~~wird~~ gelobt werden, etwas erlebt hat. Nebenbei
 bemerkt, er hatte die furchtbaren Erinnerungen bisher verborgen:
 was er also jetzt liefert, ist ein Originalbericht. Es wäre taktlos
 gewesen, mehr zu fragen. So weit aber war alles noch / korrekt.
 Schükri Pascha hat sich freiwillig ergeben / und erst spätere Besucher
 werden erfahren, ob er sich zuerst der Presse oder dem Tagblatt
 ergeben hat. Bis dahin aber hat der Himmel die Geduld eines
 Türken und die Blitze zögern dort, wo man sie am dringendsten
 braucht. Und zwölf Ziegelsteine fallen nicht vom Dach, wenn ~~die~~
 zwölf Boten der Christenheit ihr Kreuzverhör mit einem gefangenen
 Mohammedaner beendet haben. Sie gehen hin und dürfen es unter
 der Aufschrift bringen: »Der Held von Adrianopel über die Zeit der
 Belagerung«. Welch ein infernalischer Hohn, daß es der Sieg der
 Kanaille ist, wenn der Held von Adrianopel / sich nicht nur in
 der Zeit der Belagerung tätig zeigen muß, sondern über die Zeit
 der Belagerung gesprächig. Am Kleiderrechen hängt der Säbel,
 auf der Etagere liegen die Zeitungen. Das ist die Ordnung. Die
 zwölf Boten der Christenheit gehen nachhaus und melden ihr, wie
 der Islam stirbt. Sie hört es an. Mein Glaube ist, diese Christenheit
 taugt auch nicht.

~~Herr~~ 1)

- 1)

- 1)

H b

/ und wirklich

- spalt

- mit

/ genau
 /

- 1)

/ 1)

T vollständig nicht ist

- 1)

- brunn

Schükri-Pascha ergibt sich den Reportern

Sie kamen ihn zu fragen, ob er sich den Bulgaren oder den Serben ergeben habe. Er ergab sich ihnen. Zwölf Vertreter der bedeutendsten ausländischen Blätter über einen Helden von Adrianopel! Feiges Gesindel! Und er spie sie nicht an, er »begrüßte die Eintretenden mit herzlichem Händedruck«.

Am Kleiderrechen hängt sein einfacher Säbel, in der Ecke steht eine Etagere, beladen mit Zeitungen.

So gehört sichs.

Sofort beginnt ein Kreuzfragen der Erschienenen.

Ja, es ist ein Kreuz, dieses Fragen, und der Halbmond *erliegt*

Nur bei Fragen militärischen Charakters wird er nachdenklich und bittet schließlich, schweigen zu dürfen.

Aber es gibt keinen Pardon.

»Es ist traurig, daß ich als Gefangener die Vertreter der ausländischen Presse empfangen muß«, begann Schükri Pascha. »Ich bin bereit, den Herren Aufklärungen zu geben.«

Es ist nicht nur traurig, es ist die schmachvollste Verschärfung der Gefangenschaft. Es ist der letzte Gang. Der Feind gibt dem Gefangenen den Säbel zurück, aber der Vertreter des Blattes setzt ihm den Revolver auf die Brust. Daß man als Held von Adrianopel in diese Situation kommt, ist sicher die tiefste Demütigung.

Frage: »Ergaben sich Exzellenz den Bulgaren oder den Serben?« Anstatt mit Kusch zu antworten, gibt er Details.

Frage: »Es hieß hier, daß Exzellenz auf das Ersuchen Marcholews, den Säbel abzugeben, erwiderten, daß Sie keinen Säbel tragen?« Antwort: »Ich trug auch keinen Säbel, immer nur den Revolver, der bessere Dienste als der Säbel leisten kann.«

Das ist gewiß nicht wahr und offenbar nur ein ironisches Kompliment an die Adresse der Besucher. Aber die Bagage fühlt sich nicht einmal beleidigt, als er von den gemeinen Lügen einer Zeitung spricht, die behauptet hatte, daß er mit seinen Offizieren zerfallen sei. Er hätte während der Belagerung Adrianopels Berichtigungen abfassen sollen, unterließ es aber. Er begnügt sich jetzt mit der Beteuerung, daß er und seine Soldaten immer fest zusammengehalten haben. Das genügt der Bagage aber nicht.

Frage: »Womit erklären Exzellenz den raschen Fall nach Beginn des Sturmes? Ist es wahr, daß Exzellenz sich äußerten, gegen solche Belagerer könne niemand standhalten?«

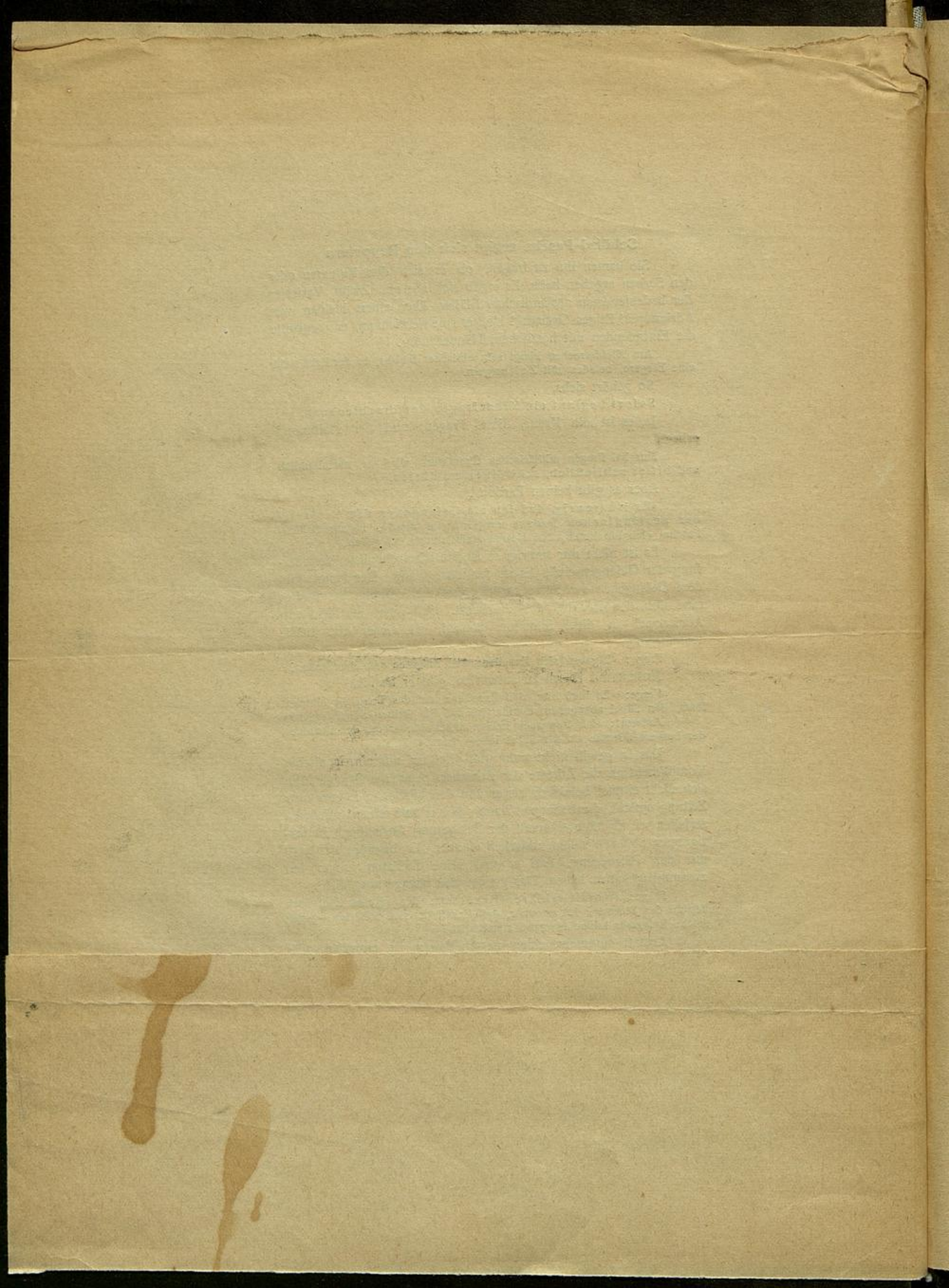
Anstatt nunmehr einen nassen Fetzen zu ergreifen, oder einen Zündstein, oder wenigstens den Abortbesen, begnügt er sich abzuwehren.

In großer Bewegung sagte Schükri Pascha: »Bitte, lassen Sie mich schweigen.«

Das Gezücht läßt ihn aber nicht schweigen, sondern will noch wissen, ob er gewußt habe,

daß in Kirkkilisse, Baba Eski, Bunar Hissar und Lüle Burgas die türkische Armee geschlagen war? Waren Exzellenz immer mit Konstantinopel in Verbindung?

Da hört sich denn doch alles auf. Und Schükri Pascha antwortet.



Antwort: »Gewiß, aber oft war der Apparat so schwach, daß tagelang der Verkehr abgeschnitten war«

Natürlich, denn der Apparat wurde für die Herbstzeitlosen gebraucht, als Herr Zifferer vor Adrianopel stand. Dieser hatte einen Auftrag zu vollziehen, der wohl etwas wichtiger war als die Verteidigung Adrianopels. Man wird es für eine Erfindung halten (dagegen ist die Realität heute machtlos): Herr Benedikt hatte deponiert: »Sendet farbigen Bericht.« Und Zifferer sandte farbigen Bericht. Einen Bericht, gegen dessen Farbe das um Adrianopel vergossene Blut ein Tineff war. (Tineff ist der bulgarische Ausdruck für Lappalie.) Der Apparat war überlastet, die in Adrianopel konnten nichts von denen in Konstantinopel erfahren und vice versa, weil die in Wien alles erfahren mußten. Das Weitere erzählt Schükri Pascha »seufzend«. Pestilenz und Hungersnot sind böse Erinnerungen, aber darüber noch den Vertretern der Presse Auskunft geben zu müssen, ist grausam. Schükri Pascha erklärt, »daß für die Ausländer und die Christen gesorgt war und nur die Muselmanen zu furchtbaren Entbehrungen verdammt waren.« Das genügt aber diesen Christen und Ausländern nicht, sie wollen Details. Die Frechheit versteigt sich zu der

Frage: »Ist es wahr, daß Exzellenz zuletzt an Ihren Soldaten verzweifelte?«

Anstatt nun endlich den Säbel vom Kleiderrechen zu nehmen, versichert dieser allgeduldigste Mohammedaner, daß er nie etwas derartiges gesagt habe.

» . . . Was dürfte ich Soldaten sagen, welche monatelang kaum ein Drittel der gewöhnlichen Brotration genossen? Der Hunger hat uns in erster Linie besiegt«

Und in dieser Zeit wurden vor Adrianopel Tausende für farbige Depeschen ausgegeben! Das Gesindel läßt aber den alten Mann noch nicht in Ruhe, sondern will noch wissen, warum er den Auftrag gegeben habe, die Ardabrücke zu zerstören und die Pferde niederzuschießen. Der Bursche, der die Antworten für die Neue Freie Presse abzufangen hat, schließt endlich und wörtlich mit den Worten:

Wir merkten, daß unser liebenswürdiger Erzähler unter den furchtbaren Erinnerungen, die er bisher verborgen hatte, litt. Es wäre taktlos gewesen, mehr zu fragen. Freundlich lächelnd bot der unglückliche Gefangene jedem seine Hand.

Der Held von Adrianopel ist ein liebenswürdiger Erzähler, der im Gegensatz zu den andern liebenswürdigen Erzählern, die in der Literaturreubrik gelobt werden, etwas erlebt hat. Nebenbei bemerkt, er hatte die furchtbaren Erinnerungen bisher verborgen: was er also jetzt liefert, ist ein Originalbericht. Es wäre taktlos gewesen, mehr zu fragen. So weit aber war alles noch ganz korrekt. Schükri Pascha hat sich freiwillig ergeben, und erst spätere Besucher werden erfahren, ob er sich zuerst der Presse oder dem Tagblatt ergeben hat. Bis dahin aber hat der Himmel die Geduld eines Türken und die Blitze zögern dort, wo man sie am dringendsten braucht. Und zwölf Ziegelsteine fallen nicht vom Dach, wenn zwölf Boten der Christenheit ihr Kreuzverhör mit einem gefangenen Mohammedaner beendet haben. Sie gehen hin und dürfen es unter der Aufschrift bringen: »Der Held von Adrianopel über die Zeit der Belagerung«. Welch ein infernalischer Hohn, daß es der Sieg der Kanaille ist, wenn der Held von Adrianopel gesprächig wird und sich nicht nur in der Zeit der Belagerung, sondern über die Zeit der Belagerung bewährt. Am Kleiderrechen hängt der Säbel, auf der Etage liegen die Zeitungen. Das ist die Ordnung. Die zwölf Boten der Christenheit gehen nachhaus und melden ihr, wie der Islam stirbt. Sie hört es an. Mein Glaube ist, diese Christenheit taugt auch nicht.

Apparat | H. Benedikt | Schükri Pascha
~~schickte~~

— pas!

— pas!

— H. Benedikt

